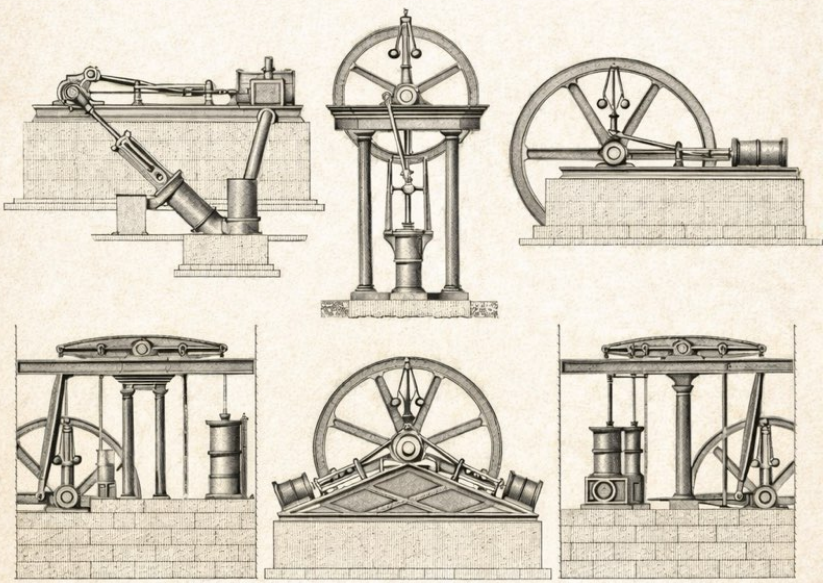
Fanny Lewald

Berliner Kinder



WHINK E-BOOKS

BERLINER KINDER

FANNY LEWALD

Berlin
Otto Janke, 1862

IMPRESSUM

whink e-books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2026 whink e-books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

INHALT

Impressum
I.
II.
III.
IV.
V.
VI.
VII.
VIII.
IX.
X.
XI.
XII.
XIII.
Zu diesem E-Book

[3]

I.

Wer von Berlin spricht, der denkt sich dabei meist die große Residenzstadt mit dem Brandenburger Thore, auf dem die Victoria steht, mit den Linden und dem Zeughaus, das Schlüter, der preußische Michel Angelo, erbaute, der denkt an die fünf Statuen der Generale Blücher, York, Gneisenau, Bülow und Scharnhorst, der denkt an das kolossale Standbild des alten Fritz, an die Schloßbrücke mit ihren acht Marmorgruppen, an das schöne alte Schloß, an die Palläste der Prinzen, an Museen, Theater, an Kunstschätze und Ballet, an königliche Equipagen, an Luxus, an Müßiggang, und vor Allem an Soldaten, an sehr viel Soldaten!

Aber eine Stadt, die Nichts weiter enthielte, als einen Hofstaat mit seinen Umgebungen und Luxusbedingnissen, eine Stadt, die Nichts wäre, als der Mittelpunkt einer Gesellschaft von Hofleuten, Lebemännern, Weltleuten, Kunstliebhabern und Soldaten, hätte gar keine Fähigkeit [4] zu natürlichem Leben und also auch keine Möglichkeit selbstständiger, schneller Entwickelung in sich. Es wäre unbegreiflich, wie Berlin in einem Zeitraum von fünfzig Jahren von einer Stadt von hunderttausend Einwohnern zu einer Einwohnerzahl von mehr als einer halben Million heranwachsen konnte, wenn es nichts Anderes wäre, als das Berlin, welches die Fremden bei ihren flüchtigen Besuchen kennen lernen, und das eben nur den kleinen Raum vom Brandenburger Thore bis zur Kurfürstenbrücke mit den diesen Stadttheilen zunächst gelegenen Gegenden und die neuen, von den Reichen und Vornehmen bewohnten Straßen zwischen dem Kanal und dem Thiergarten

umschließt.

Ganz abgesehen davon, daß zwischen den Pallästen unter den Linden sich die Universität erhebt, deren Einfluß sich in dem Berliner Leben überall fühlbar macht, so beginnt jenseits der Stadtviertel, in denen der Hof, der Adel, das Militär, die Gelehrten und die reichen Banquiers sich niedergelassen und ihre Wohnungen haben, erst das eigentliche Berlin, dessen fortschreitendes Wachsthum in ihm selbst verbürgt liegt, und das sogar die Mißregierung der Reaction, welche während zehn Jahren auf Preußen gelastet, nicht zu unterdrücken vermocht hat.

Berlin ist eine Residenzstadt, aber noch viel mehr eine gewerbtreibende, eine arbeitsame Stadt, und neben der [5] großen Anzahl Derjenigen, welche in seinen Mauern nur Erheiterung und Genuß suchen, lebt die ganze große Menschenmenge, die mit ernster Arbeit sich ihr täglich Brod oder ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu erringen strebt. Es ist als ob der Zuruf des alten Blücher, als ob das »Vorwärts«, mit welchem er in der Stunde des Kampfes seine Preußen anzufeuern pflegte, noch immer in der Luft zu hören sei und jeden Einzelnen in seinem Kampfe mit dem Leben zum Muth anfeure. Denn vorwärts will hier Jeder, geistig sowohl, als in seinen Vermögensverhältnissen, und es möchte nicht zu viel gesagt sein, wenn man die Berliner Gewerbtreibenden und Arbeiter als die rührigsten Deutschen bezeichnet.

Man braucht nur die Kinder der Arbeiter auf den Straßen Berlin’s zu beobachten, um sich zu überzeugen, weß Geistes sie sind. Selten, daß man sie in jenem müßigen Hinträumen findet, das man an andern Orten so vielfach beobachten kann. Sie sind immer thätig. Sie ahmen die Arbeit der Erwachsenen nach, bis sie selbst früh genug zu arbeiten beginnen, und haben sie irgend ein Spiel vor, so sind auch bei diesem ihre Achtsamkeit und ihre Lebhaftigkeit unermüdlich. Die Berliner Kinder haben den Kopf auf dem rechten Flecke. Sie denken schnell, sind nie um eine Antwort verlegen und immer zum Scherze aber auch zu einem Angriff auf Dasjenige geneigt, was [6] ihnen komisch oder mißfällig erscheint.

Sie möchten von der ganzen Jugend Deutschlands dem Pariser Gamin am nächsten verwandt sein, und wie bei diesem zeigt sich in der stäten Lebhaftigkeit des Kindes die große Kraft und Ausdauer vorgebildet, deren der Jüngling und der Mann einst fähig sein werden.

Eine ganze Gruppe solcher Berliner Kinder stand vor etwa fünfundzwanzig Jahren an einem hellen Herbstnachmittage mitten auf dem Fahrwege der Klosterstraße und sah dem Handel und Wandel zu, welcher dort rund um die Bauernwagen stattfand, die bereits am Freitag den Markt des Sonnabends eröffneten. Es sind meist Gänse, die im Herbste auf diesen Freitagsmärkten in der Klosterstraße feil geboten werden, und da im Herbst und Winter der Gänsebraten der eigentliche Sonntagsbraten des wohlhäbigen Bürgers ist, so war es hübsch anzusehen, wie die Bürgersfrauen zwischen den Wagen hin und her gingen und prüfend und wählend und feilschend und einander mit Rath beistehend die Gänse untersuchten, welche ihnen von den Bauern zugereicht wurden, oder in ihres Fleisches Fülle schimmernd, an den der Straße zugekehrten Seiten der Wagen in Reihe und Glied herniederhingen.

Manche der Meisterfrauen hatte ihres Mannes Lehrjungen mitgebracht, um den Einkauf nach Hause tragen zu lassen, Andere riefen zu dem Zwecke den ersten besten [7] Buben herbei, um einem armen Jungen auch einen Groschen zuzuwenden, wenn man für die eigene Familie etwas darauf gehen ließ, und die Zahl der auf einen solchen Glücksfall wartenden Knaben hatte sich auf diese Weise schon bedeutend vermindert, als einer der noch übrig gebliebenen plötzlich einen Ansatz nahm, sich zwischen die beiden nächsten Wagen durchdrängte und so schnell er konnte an das andere Ende der Straße lief, wo eben noch ein neuer Wagen vorfuhr.

Der Bursche mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein, aber er war groß und kräftig über sein Alter und man konnte es an seinen Kleidern sehen, daß er schnell gewachsen oder auch seit sehr langer Zeit nicht neu bekleidet sein mochte. Er hatte eine blaue Tuchjacke an, die ihm viel zu eng war, und aus welcher seine rothen Arme mit

den starken Händen ungebührlich weit hervorsehen; eine Tuchhose, die unten und überall, wo es irgend thunlich war, mit altem Leder besetzt war, daß sie sich wie die Hose eines Kavalleristen ausnahm, und auf dem Kopfe trug er eine elende Ledermütze ohne Schirm. Alles das war so dürftig als möglich, Alles das entsprach aus Dürftigkeit seinem eigentlichen Zwecke nicht vollkommen. Die Jacke schloß und wärmte nicht, ihre Taschen waren so kurz und so knapp eingenäht, daß sie sich immer nach außen wendeten, die Hose hielt nur noch aus Mitleid [8] zusammen, die Kappe war viel zu klein, um die Masse des schwarzen Haares zu fassen, aber all' das war reinlich bis auf's Aeußerste. Der Junge hatte feste Stiefel an und er hatte sein Haar so glatt gekämmt und mit solchem Schwunge von der rechten nach der linken Seite hinübergeworfen, daß man über seine offene Stirn und seine großen schwarzen Augen die Armseligkeit seiner Kleidung vergessen haben würde, hätte er auch weniger frisch ausgesehen und weniger zufrieden und vergnügt um sich her geschaut.

»Wo rennt denn der hin?« fragte einer seiner Genossen, als er den Schwarzkopf plötzlich davoneilen sah.

»Da ist ein Wagen angekommen«, meinte ein Anderer, »nun hat er keine Ruhe. Er kann's nicht lassen, er muß wieder mit! Sie schirren schon ab, er wird gleich da sein!«

»Da kommt er!« rief der Eine.

»Da sitzt er!« rief der Andere.

»Hurrah!« rief ein Dritter. »Da sitzt er, der General mit der geflickten Hose!«

»Kesselflicker!« jubelte ein kleiner Kerl, der noch nicht acht Jahre zählte und doch auch mitmachen wollte, wie die Großen. Aber gerade weil der Zuruf des Kleinen so ganz unvernünftig war, gefiel er allen Uebrigen ganz ausnehmend, und einander überbietend so gut es immer gehen [9] wollte, rief man von hier und von dort, von hinten und von vorn, von rechts und links: »Hurrah, der Kesselflicker! der reitende Kesselflicker! Hurrah!« — und Alle schwenkten die Mützen und liefen hinterher, denn Hermann hatte

seinem alten Gelüste auch heute nicht widerstehen können und ritt wieder einmal mit unaussprechlichem Entzücken die abgeschirrten Pferde des eben angekommenen Bauernwagens in die nächste Ausspannung.

Eine Kunstreitertruppe, die plötzlich in der Straße erschienen wäre, hätte keinen größeren Zulauf von Knaben, kein größeres Vergnügen und keinen größeren Lärm hervorrufen können; aber der Held einer Kunstreitergesellschaft konnte auch nicht mit größerer Ruhe und Selbstzufriedenheit von seinem schöngeschmückten Rosse auf die Schaar von Bewunderern herniederschauen, als Hermann auf den Trupp seiner Verfolger.

Ohne eine Miene zu verziehen, ohne den Spottnamen irgend welche Achtsamkeit zu gönnen, saß er ernsthaft auf dem Gaule da, ganz erfüllt von der Wonne reiten zu dürfen, und sehr durchdrungen von der Wichtigkeit des von ihm übernommenen Amtes. Alles machte ihm Vergnügen: die schaukelnde Bewegung, die warme Ausdünstung des Pferdes, das Hinabschauen von der Höhe, und vor Allem das Zutrauen, das der Bauer ihm geschenkt. Er zählte ordentlich die Häuser, die ihn noch von [10] der Ausspannung trennten, er suchte den ohnehin müden Schritt des Thieres noch zurückzuhalten, um die Lust des Reitens, wenn auch nur um wenige Minuten, zu verlängern, denn inmitten der volkreichen Stadt, bei den allmälig aufleuchtenden Flammen der Gaslaternen überließ der Knabe sich Vorstellungen und Wünschen, die kein Traum ihm hätte phantastischer vor die Seele zaubern können. Es war in seinen Augen kein Pferd auf dem er ritt, sondern ein großes, langbeiniges Kameel, mit dem er durch die Wüste trabte. Und er sah die Wüste deutlich vor sich, die unermeßlich lange Sandfläche, und dann dachte er an die Tempel und Bauten, von denen in der Bibel steht, und an die Juden und Kananiter und an das rothe Meer, in welchem die Egypter umgekommen sind, und das noch immer seine Fluthen gegen die Küsten anspülen läßt. Und an den Nil dachte er, in dessen Schilf die Königstochter den Knaben Moses gefunden hatte, und er nahm sich fest vor, das Alles einmal zu sehen, wenn er groß sein

und auf die Wanderschaft gehen werde.

Es störte ihn gar nicht, als er von seinem Pferde absteigen mußte. Der Stallknecht wurde ihm zum Patriarchen, der den Wanderer unter seinem Dache empfängt, und hätte man ihm den Tränkeimer hingesetzt, so würde er darin das Fußbad erblickt haben, das man dem Gaste unter dem Zelte bereitete. Steckt doch in jedem Kinde, [11] das lebhaften Geistes ist, ein gut Theil von der Einbildungskraft des Ritters von La Mancha verborgen, und die Kindheit würde weit weniger glücklich sein, wenn sie dieser gestaltenden und verschönernden Gabe ermangelte.

[11]

II.

Noch ganz mit seinem Kameele und seiner Wüstenwanderung beschäftigt, trat der Knabe im Dämmerlichte in die Wohnung seiner Eltern ein, und er würde bei den vier Treppen, die er hinaufzusteigen hatte, wahrscheinlich auch noch an die Besteigung der Pharaonischen Bauten gedacht haben, hätte nicht unten im Hofe der Eimer gestanden, den die Mutter um diese Zeit dort hinzustellen pflegte, damit der heimkehrende Knabe ihr das Wasser hinaufbringen und ihr somit einen Gang und das Tragen des Eimers ersparen sollte.

Mit der Wüste hatte der Hof, auf welchem die Wohnung seiner Eltern in der schmalsten Straße des ganzen engen und jetzt bei dem Bau des neuen Rathhauses völlig niedergerissenen Stadtviertels gelegen war, freilich keine Art von Aehnlichkeit. Er war dicht von Häusern umschlossen, Licht und Luft wurden ihm nur äußerst spärlich zu Theil, dafür aber war er mit Kindern um so reichlicher [12] versorgt, und auch oben in der Dachwohnung des Meister Brückner fehlte dieser Segen Gottes keineswegs. Kinder waren außer guter Laune so ziemlich das Einzige, was dort oben im Ueberfluß zu finden war, indeß das alte Gebet: »beschert uns Gott viel Kinder, so bescher' er uns auch Haus, Hof und Schaf und Rinder«, war für den Meister Brückner offenbar noch nicht in Erfüllung gegangen.

Meister aber, und zwar Schuhmachermeister, war Herr Brückner wirklich, obschon er nur unter dem Dache wohnte, keinen offenen Laden hatte, keinen Gesellen hielt, und obschon es der alten

zerrissenen Stiefel in seiner Werkstatt immer eine ungleich größere Anzahl als der neuen blanken gab. Das focht jedoch Alles den Meister gar nicht an, denn er war ein Philosoph auf seine Weise und wußte sich zum Guten auszulegen, was eben nicht nach seinem Wunsche gehen wollte.

»Hätte ich einen großen Laden und müßte ich viel Gesellen halten, so hätte ich auch mehr Aerger,« sagte er. »Heute würde mir der Berliner Verdruß machen und morgen der Breslauer, denn wir Schuster sind ein aparter Menschenschlag und hauen leicht über die Schnur, so lange wir noch jung und ledig sind. Jetzt ärgert mich Niemand als bisweilen Frau und Kinder, und was die Letzteren anbetrifft« — er hob bei dieser Stelle seiner Reflexionen regelmäßig den Knieriem in die Höhe und schwang ihn [13] in der Luft — »so schafft der Rath und Ordnung. Satt geworden sind wir ja noch alle Tage, es ist auch meisthin noch Etwas übrig geblieben für Einen, der es nicht so hat wie wir. Und in einem andern Viertel wohnen, wo in den breiten Straßen im Sommer die Sonne und im Winter der Wind so hausen, als wären die Straßen blos dazu angelegt, daß man Hitze und Kälte darin aussteht, das möchte ich erst recht nicht; wenn wir auch unsern Kandidaten gar nicht hätten und all die Nachbarn hier herum, und wenn das Bier hier beim Wagner nicht besser wäre, als in der ganzen Stadt. Es soll mal Einer kommen und mir sagen, was uns fehlt!«

In solchen Stunden fehlte auch Niemandem Etwas von Allen denen, welche in der Stube und in der Kammer, die des Meisters Wohnung und Werkstatt bildeten, ihr Wesen trieben, und deren Zahl war nicht klein, denn der Meister hatte seine Frau und fünf Kinder und hatte seinen Burschen. Aber er gehörte zu den liebevollen Herzen, die nicht genug fröhliche Menschengesichter um sich sehen und nicht leben können, ohne zu sprechen und sprechen zu hören; denn das war eine ausgemachte Sache bei dem Meister: ein gutes Wort beim Essen salzt und schmalzt die Suppe.

Als Hermann seinen Eimer voll Wasser in der Küche auf die Bank gestellt hatte und in die Stube eintrat, [14] merkte er

augenblicklich, daß der Vater heute ganz besonders gut aufgelegt sein müsse. Er saß nicht auf dem Schemel in der Werkstatt, sondern an dem Tisch in der Stube und die Kinder waren alle vier rund um ihn her, während die Mutter mit ihrem Strickzeug am Ofen in der Ecke saß.

Solche Arbeitspausen gönnte der Meister sich an Wochentagen selten und nur wenn eben einmal ein ungewöhnlicher Verdienst in Aussicht stand, ein Verdienst, bei dem die Mutter und die Kinder, so weit diese Letzteren dazu fähig waren, sich in Planen und Wünschen und Hoffnungen ergingen, und bei welchem der Vater zu sagen pflegte: wenn solche Einnahmen öfter kommen wollten, so möchte er auch noch einmal Etwas an sich wenden und sich einen neuen Mantel machen lassen, wenn er nicht doch noch lieber einmal zu seinem Bruder nach Pritzwalk reisen thäte, der dort Bäcker war, und dem Nichts abging in seinem eigenen Hause, das er vor ein paar Jahren sich neu ausgebaut.

»Na, wo hat er sich denn wieder den ganzen ausgeschlagenen Nachmittag herumgetrieben?« fragte der Meister, als er Hermanns ansichtig wurde, und der Knabe wußte, daß es gute Zeiten waren, wenn er auf solche Weise mit einem Er angeredet wurde.

[15] »Herumgetrieben hab' ich mich nicht, Vater! ich war in der Klosterstraße bei den Gänsen.«

»Und was hat er denn da gethan?« fuhr der Vater fort.

Indeß Hermann ließ es länger keine Ruhe, und ohne seinen Vater darauf zu antworten, fragte er: »Wie lange muß man wandern, bis man an die Wüste kommt?«

»Was?« fragte der Meister, der seinen Ohren nicht traute.

Hermann glaubte, sich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben, und fragte also mit großer Bestimmtheit: »Aus welchem Thore muß man gehen, wenn man nach der großen Sandwüste will, und wie lange muß man wandern, bis man hinkommt?«

Der Meister lachte hell auf. »Und das weiß der dumme Junge nicht?« rief er.

In dem Augenblicke setzte die Mutter das Talglicht auf den

Tisch, und der Vater gewahrte, mit welchen verwunderten Augen sein Aeltester ihn ansah. Das aber machte ihm gerade Vergnügen und er wiederholte: »Das weißt Du also wirklich nicht?«

»Nein! Das weiß ich nicht!« versetzte der Knabe, dem es ernst war mit seinen Gedanken, und der sich also in des Vaters spottende Weise, hinter der er irgend eine Enttäuschung ahnte, nicht zu finden wußte.

[16] »Na!« sagte der Meister, »dann warte bis der Winter vorbei ist und der Schnee zerschmolzen. Dann mach Dich einmal Sonntags um eilf Uhr Morgens auf den Weg —« Der Knabe blickte mit seinen großen Augen unverwandt den Vater an, den die Achtsamkeit des Sohnes nur noch in seiner schalkischen Laune bestärkte, so daß er eine ernsthafte Miene annahm und ernst und feierlich sagte: »Mach Dich Sonntags um eilf Uhr Morgens auf den Weg — aber der Tag muß recht hell und es muß mitten im Sommer, Ende Juli oder Anfangs August sein — und dann geh' die Friedrichsstraße hinab durch das Halle'sche Thor, immer weiter vorwärts durch die ganze Hasenheide, und wenn Du da hindurch bist, dann marschire nur noch ein Endchen vorwärts, und dann sieh Dich um — und bleibe eine Weile stehen —«

Hermann hörte mit der höchsten Spannung zu.

»Dann sieh' Dich um — und dann bleibe eine Weile stehen, und wenn Dir dann die Sonne auf den Kopf brennt und der Schweiß über den Rücken herunterläuft — na! dann bist Du in der großen Sandwüste und wirst Dein Theil Hitze ausgestanden haben. Danach brauchst Du nicht erst lange zu laufen, dummer Junge!«

Der Vater lachte hell auf, die Mutter stimmte mit ein, weil sie den Vater so vergnügt sah, und die andern Kinder lachten, weil sie die Eltern lachen hörten und weil [17] vom Sommer und von dem Kiefernwalde die Rede war, der die Hasenhaide genannt wird, und nach welchem man im Laufe des Sommers wohl einmal einen Spaziergang zu machen pflegte. Hermann aber lachte nicht, sondern schlich beschämt davon, um draußen in der Küche, wie es seines Amtes war, das Holz und den Torf für die Feuerung des nächsten

Morgens klein zu schlagen.

[17]

III.

Nichts wirkt schmerzlicher auf das Gemüth eines Kindes als Spott; gerade zu diesem war aber der Meister immer aufgelegt, wenn er sich guter Laune fühlte, und das stille, ernste Wesen seines Aeltesten bot ihm dann meist die Zielscheibe für seine Einfälle dar. So kam es, daß Hermann, obschon er den Vater lieb hatte, doch eigentlich eine Scheu vor ihm hegte und selten einmal sich das Herz faßte, frei heraus mit ihm zu reden und zu verkehren. Lag ihm etwas im Sinne, trug er einen Gedanken mit sich herum, so brachte er ihn wohl gelegentlich bei der Mutter zum Vorschein, wenn er diese gerade einmal bei einer ruhigen Arbeit in der Küche ganz allein fand, seine eigentliche Zuflucht war aber doch der Kandidat, und auf dessen Ankunft vertröstete der Knabe sich auch an diesem Abend.

[18] Indeß es schien, als wolle dieser heute nicht kommen. Sechs Uhr war lange vorüber, es war nahezu sieben, und die Mutter hatte schon in der Küche die Wurstsuppe aufgesetzt, die sie Freitags Abend vom Schlächter holen zu lassen pflegte, um sie nach Bedürfniß verdünnt, der Familie als Leckerbissen zu den Kartoffeln aufzutischen, aber der Kandidat war noch nicht da!

Er hat die Tage viel zu thun gehabt, dachte Hermann, nun wird’s ihm auch nicht fehlen. Er hat gewiß noch einmal bei sich heizen lassen und bleibt zu Hause, oder er ist am Ende gar zum Wagner zu Bier gegangen.

Er seufzte bei den Vorstellungen. Zwar gönnte er dem Kandidaten seine warme Stube und auch sein Glas Bier beim

Wagner von ganzem Herzen, aber er hätte ja das Beides auch an einem andern Tage genießen können, nicht gerade heute, wo der Knabe ihn so nothwendig zu sprechen hatte. Je weiter der Zeiger an der Schwarzwalder Kukuksuhr über die römische Sieben hinausschritt, je lebhafter wurde der Kampf in Hermanns Seele. Freiheit zu kommen und zu gehen hatte er so viel er wollte. Er konnte einmal zum Wagner hinlaufen und nachsehen, ob sein Freund nicht dort wäre; aber er wußte nicht, was er ihm sagen sollte, wenn er ihn dort träfe, oder unter welchem Vorwande er in das Bierhaus eintreten sollte, in welchem er jetzt eben nichts zu holen und zu thun hatte. Nach [19] der Wohnung des Kandidaten zu gehen, das wäre viel leichter gewesen, nur daß dieser es nicht leiden mochte, wenn man ohne seine Erlaubniß zu ihm kam, und ärgern und erzürnen mochte er Herrn Plattner von allen Menschen gewiß am wenigsten.

Während er noch so mit sich zu Rathe ging, kam Etwas langsam die Treppe herauf, und das scharf gespannte Ohr des Knaben erkannte den Tritt seines Freundes. Nun stieg derselbe die letzten Stufen hinan, nun stand er an der Thür und holte Athem, denn das Treppensteigen fiel ihm schwer, und er liebte es nicht, atemlos in ein Zimmer einzutreten, weil das gegen den Anstand war.

Anständig aber war Alles an dem Kandidaten, ja mehr als das, es war etwas Feierliches in seiner ganzen Art und Weise, in seiner Haltung, wie in seiner Stimme. Er machte die niedrige Thür leise auf, trat vorsichtig ein, denn weil er sehr groß war, mußte er sich bücken, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen, und sagte mit klangvollem und freundlichem Tone: »Guten Abend, Meister Brückner! Ich wollte doch einmal sehen, wie es Ihnen geht.«

Die Meisterin stand augenblicklich von ihrem Stuhle auf, der eine alte ausgesessene Polsterung hatte und deshalb für sehr bequem galt, und rückte ihn mit einer höflichen Einladung, sich niederzulassen, dem Kandidaten hin. [20] Der aber bediente sich des Sessels nicht eher, bis der Vater ihm aus der Kammer von seinem Schemel her seinen guten Abend zurückgab und mit seiner tiefen

kräftigen Stimme hinzufügte: »Es ist gut, daß Sie wieder einmal da sind, Herr Plattner! Nehmen Sie gefälligst Platz!«

Das war der Willkomm, der sich regelmäßig wiederholte, wenn der Kandidat am Mittag oder Abend vorsprach, und es gab eben nicht viele Tage, an denen das nicht der Fall gewesen wäre. Aber wie er nie vergaß, sein Kommen in gewissem Sinne zu entschuldigen, so schien der Meister es immer völlig zu vergessen, daß sein Gast eben erst da gewesen sei, denn Beide hatten jenes Zartgefühl, dem man nirgends häufiger begegnet, als in den Klassen der Bedürftigen, die es gelernt haben, was Entbehrung und was Beistand sei. Hatte man diese Einleitung in ihrer hergebrachten Form beseitigt, so gewann die Unterhaltung einen freiern Fluß, und auch heute rief der Meister dem Kandidaten zu, was er denn Neues bringe?

»Arbeit! Meister Brückner! Nichts als Arbeit!« versetzte dieser in gemessenem Tone, »und zwar so viel Arbeit, daß ich glaube, Ihr werdet mich lange nicht zu sehen bekommen!«

»Nun, nun so schlimm wird's wohl nicht werden!« [21] meinte der Meister, der es wußte, daß der Kandidat jetzt kein großer Freund der Arbeit mehr war, und daß er sie daher immer überschätzte, wenn er sie einmal vor sich hatte. »Die Arbeit ist wie ein Kerl,« rief er dem Gaste zu, »wie ein Kerl, der sich vor Einem breit macht; rückt man ihr ordentlich auf den Leib, so duckt sie sich zusammen und man kriegt sie unter.«

Er lachte herzlich über seinen Witz, der Kandidat nickte ruhig mit dem Kopfe und da inzwischen die älteste Tochter die Teller hingestellt und die Mutter das Brod und die Suppe mit den Kartoffeln aufgetragen hatte, so stand der Vater von der Arbeit auf, Alle setzten sich an den Tisch, und an seinen letzten Ausspruch anknüpfend, sagte der Meister: »Einen unter zu kriegen, das werden Sie doch nicht verlernt haben, Herr Plattner, das haben Sie Ihrer Zeit doch gar zu gut verstanden.«

Er lachte wieder, die ganze Familie ließ es sich nicht nehmen, in seinen Frohsinn einzustimmen, und Jeder blickte dabei den

Kandidaten freundlich an, denn Alle, selbst der Lehrjunge, der am untern Ende des Tisches seine Mahlzeit, wie es der Brauch war, stehend einzunehmen hatte, wußte, worauf es mit der Bemerkung des Meisters abgesehen war, und Alle warteten darauf, die Erzählung noch einmal zu hören, wie der Kandidat und der Meister Freunde geworden waren. Aber der Kandidat ließ für [22] diesmal ausnahmsweise die alte Erinnerung nicht aufkommen, er schien einmal in der Gegenwart etwas zu haben, was ihm Freude machte, denn sein blasses Antlitz hatte einen Anflug von Röthe, und mit seinen tiefliegenden Augen freundlich umhersehend, sagte er, des Meisters Anspielung nicht beachtend: »Wie die Zeit doch vergeht! Wenn ich den Burschen, den Hermann, so vor mir sitzen sehe, kommt es mir oft ganz unglaublich vor, daß es morgen schon zwölf Jahre her sind, seit ich ihn aus der Taufe gehoben habe!« Man wußte nicht recht, was ihn auf diese Bemerkung brachte oder wie es zuging, daß er sich des Tauftages so genau erinnerte. Die Eltern hatten seitdem schon viermal taufen lassen und waren froh, wenn sie nur die Geburtstage der Kinder im Kopfe behielten. »Woher wissen Sie denn, Herr Kandidat,« fragte der Vater, »daß gerade morgen des Jungen Tauftag ist?« »Ich bin ihm sein Pathengeschenk schuldig geblieben!« antwortete Plattner mit der Verlegenheit, die etwas Charakteristisches an ihm geworden war, »aber vergessen habe ich es nicht.« »O!« rief die Mutter, »deswegen machen Sie sich keine Sorgen, wir sind ja auch ohne das durchgekommen, und daß Sie den Hermann nicht vergessen werden, wenn [23] Sie es einmal übrig haben, darauf kennen wir Sie ja, Herr Plattner.«

»Das hoffe ich Ihnen zu beweisen, Madame Brückner, und zwar recht bald!« erwiederte der Kandidat. »Hermann! wünsche Dir einmal, was Du am allerliebsten haben möchtest.«

Der Knabe sah verwundert empor, er war dergleichen Freiheit nicht gewohnt. »Nun, mein Sohn«, wiederholte Herr Plattner, der immer freundlicher ausfah, »wünsche Dir Etwas, Etwas wonach Dein Herz begehrt.«

Es war dem Knaben, als sei er in eine Märchenwelt versetzt. Er

blickte zu Vater und Mutter hinüber, er sah die Geschwister, sah den Lehrling an, ob sie sich nicht verändert hätten, er betrachtete den Kandidaten, ob mit diesem keine Verwandlung vor sich gehe, ob dessen grauer Rock sich nicht in einen Königsmantel, seine alte eiserne Gabel sich nicht in ein goldenes Scepter verwandle, und da von dem Allem Nichts geschah, faßte er sich ein Herz und sagte: »Ich möchte ein Buch haben, in welchem von der Wüste zu lesen steht.« — Er wollte abbrechen, aber es möchte ihm einfallen, daß es ihm sobald nicht wieder so gut geboten werden dürfte, und daß er lieber gleich ordentlich wünschen müsse, wenn es ihm einmal vergönnt würde es zu thun, er setzte also schnell hinzu: »Und von [24] den Kameelen und von den Arabern, und wie man dorthin kommt.«

»Ist denn der dumme Junge verrückt?« rief der Vater.

»Weiß sich der dumme Junge denn gar nichts Vernünftiges zu wünschen, wenn der Herr Pathe denn nun doch einmal so gut sein will?« schalt die Mutter.

Indeß Herr Plattner sagte: »Das sollst Du haben, lieber Sohn, sobald ich meine Arbeit an den Herrn Geheimrath abgeliefert habe, und ich verspreche Dir, es soll nicht lange währen bis dahin.«

»Aber, Herr Kandidat!« fiel die Mutter ihm in die Rede, »haben Sie doch ein Einsehen. Der Winter ist vor der Thüre. Der Junge hat kein ordentliches Stück auf dem Leibe, und Holz und Torf haben den letzten Heller hingenommen. Bücher sind ja doch zu gar nichts nütze. Bücher sind ja doch nur für Denjenigen, der alles Andere hat oder der studiren will. Aber wer nicht Rock, nicht Hose hat —«

»Soll Dir der Herr Kandidat nicht vielleicht alle Fünfe gleich bekleiden, und Dir auch noch einen Pelzrock machen lassen?« wendete der Meister mit schneller Abwehr ein.

Die Meisterin, der im Herbste die Sorgen gar zu schwer auflagen, wollte erst über die Zurechtweisung verdrießlich werden, sie besann sich indessen eines Besseren, [25] und wie Kinder, wenn sie sich eines Unrechts bewußt sind, in der Regel von einem Gegenstande zu sprechen anfangen, der mit der Ursache ihres bösen

Gewissens möglichst wenig Zusammenhang hat, fragte auch sie: »Was haben Sie denn zu arbeiten, Herr Kandidat?

Sie rechnete dabei im Grunde auf keine Antwort, denn Plattner pflegte allen Fragen, die sich auf seine persönlichen Verhältnisse bezogen, regelmäßig auszuweichen. Diesmal jedoch wich er von seiner Gewohnheit ab. »Ich habe für den Geheimrath — er nannte den Namen desselben — ein großes Werk zu excerpiren.«

Die Meisterin hatte keine Vorstellung, was das sagen wolle. Sie begnügte sich also mit der Erkundigung, ob Herr Plattner den Herrn Geheimrath schon lange kenne.

»Er ist mein Universitätsfreund,« versetzte Plattner.

»Und der ist schon Geheimrath?« rief die Mutter aus, die heute einmal, wie der Meister das nannte, ihren Unglückstag hatte und nicht eine Fliege fortjagen konnte, ohne einen Menschen dabei an den Kopf zu schlagen.

Der Meister machte ihr ein Gesicht, vor dem sie sich abwendete. »Was ist denn da zu verwundern?« fragte er. »Wenn der Herr Kandidat nicht nach Rußland gegangen wäre, so würde er ja auch schon lange Consistorialrath und wer weiß was noch sein, und darum sage [26] ich ja eben, daß der Junge, der Hermann, nicht immer von dem Wandern reden soll.«

»Er will ja aber nicht nach Rußland wandern, sondern in die Wüste!« wendete die Mutter ein, die nun anfing, ihren Kopf aufzusetzen, weil der Mann ihr stets das Wort abschnitt, »er will ja auch nicht Hauslehrer werden, wie der Herr Kandidat es gewesen ist. Er kann ja in Gottes Namen Schuster werden, so gut wie Du, und wenn er dann durchaus in die Wüste wandern will —«

»Soll er da vielleicht den Kameelen und Straußen die Stiefel versohlen?« rief der Meister lachend dazwischen, offenbar erfreut, dem ganzen Gespräche ein Ende zu machen, und seine Kenntniß von den Zuständen der Wüste und damit seine große Ueberlegenheit über seine Frau darzuthun, die mit dem Worte Wüste nicht die geringste Vorstellung verband.

Wahrend dieses Wortwechsels hatte der Kandidat seine Suppe

ruhig ausgegessen, und dann mit einem Wink Hermann veranlaßt, ihm seine schriftliche Lektion vorzulegen. Das war für die Mutter das Zeichen, den Tisch abzuräumen, und für die anderen Kinder der Augenblick, ihre Bücher und Hefte ebenfalls herbei zu holen.

Der Vater bot eine gesegnete Mahlzeit und ging in die Werkstatt zurück, denn es galt kein Feiern, wenn er einmal neue Arbeit hatte, die Mutter nahm noch ihr Näh[27]zeug vor und der Kandidat berichtigte und erklärte den Kindern, was sie eben bedurften.

Als man damit fertig war, zog Hermann aus der engen Tasche seiner geflickten Hose ein vergilbtes beschriebenes Stück Papier hervor. »Herr Kandidat«, sagte er, »überhören Sie mich doch einmal!« und mit lauter deutlicher Stimme deklamirte er:

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll Euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ewigen Lehen;
Doch theilt Euch brüderlich darein.
Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig jung und alt,
Der Ackersmann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.
Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: der Zehente ist mein
Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn.
Weh mir! So soll ich denn von Allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn
So ließ er laut den Klageruf erschallen, —

[28] damit endete die Deklamation, denn die in großer und ungelenker Handschrift beschriebenen zwei Seiten gingen damit zu

Ende, und die Meisterin und die jüngeren Kinder waren mit diesem Abschluß auch vollständig beruhigt, nur der Vater rief aus der Kammer sein: »Na, nur weiter!« heraus, und war mit der Erklärung, daß Hermann das Gedicht nur bis zu diesem Punkt könne, nicht wenig unzufrieden. Er sollte sich rechtfertigen, warum er nicht weiter gelernt, denn zu Ende sei ja das Gedicht ganz offenbar noch nicht, und da der Meister selten eine Gelegenheit vorübergehen ließ, bei welcher er einen Verweis und eine gute Lehre geben konnte, fügte er augenblicklich hinzu: »Daß man es zu Nichts bringt, wenn man zu spät kommt, das ist übrigens nichts Neues; und wer Etwas anfängt und führt's wie Du nicht einmal zu Ende, der ist erst gar nichts nütze.«

»Ich habe nur das eine Blatt gefunden«, entschuldigte sich der Knabe. »Die Wolle, die ich heute früh für die Wernerin holen mußte, war darin eingewickelt.«

»Ach, Unsinn!« schalt der Meister, der keinen Widerspruch ertrug, »wenn Du das Eine gefunden hast, so hättest Du Dir das andere Blatt auch suchen können wenn's Dir Ernst damit gewesen wäre, etwas Ordentliches zu lernen. Aber der Junge hat keine Ausdauer, gar keine Ausdauer! Na! warte Du nur! wenn ich Dich [29] erst hier auf dem Schemel und vor dem Knieriem haben werde!«

Hermann stand schweigend da. Er hatte sich ein Lob und eine Freude mit seiner Deklamation zu bereiten gehofft, und erntete einen Tadel, den er nicht zu verdienen glaubte.

Dem Kandidaten that der Knabe leid. »Lassen Sie's gut sein, Meister Brückner!« sagte er, »der Hermann soll den Rest morgen nachliefern. Es ist ein Gedicht von Schiller, das er da gelernt hat, und das Blatt, welches er gefunden, stammt offenbar aus einem Schulhefte her. Ich will es ihm morgen diktiren und dann kann er's zu Ende lernen.«

Der Meister fragte, ob Herr Plattner das Buch besitze. Das verneinte dieser; er könne das Gedicht auswendig, sagte er.

»Ja, Herr Kandidat,« meinte der Meister, »da könnten Sie's wohl einmal an uns wenden, wie's doch der Kantor und der Pfarrer mit

der Gemeinde machen; Sie könnten's wohl vorsprechen, daß wir's hörten und es doch zu Ende wüßten.«

Plattner erklärte sich dazu bereit. Mit seiner weichen Stimme begann er das Gedicht von Neuem und deklamirte es mit unverkennbarer Befriedigung von Anfang bis zu Ende. Die ganze Familie hörte lautlos zu, und [30] durch das Halbdunkel und die Stille der engen Schusterwohnung drangen die mit großer Weihe gesprochenen Worte Schillers wie Glockenklang und Lichterglanz in die Herzen ein.

Als er die letzten Worte gesprochen hatte, erhob sich Herr Plattner. Er war selbst gerührt. Es mochte lange her sein, daß diese Verse nicht über seine Lippen gekommen waren. Er sagte, es sei spät, und er wolle gehen.

Hermann drängte sich an ihn heran. Er wollte ihm hinunter leuchten, um ihm den gehabten Genuß nach Kräften zu lohnen. Der Meister jedoch wendete sich von seinem Schemel zu dem Kandidaten und rief: »Vergessen Sie uns nicht, Herr Plattner! Es heißt bei uns, wie bei dem Schiller: so oft Du kommst, es soll Dir offen sein!«

Auch die Meisterin nöthigte zum Wiederkommen freundlicher als es sonst bisweilen von ihrer Seite geschah. Und als der Kandidat das Zimmer verlassen hatte, machte sie die Bemerkung: »So viel als der ißt, bleibt auch noch übrig, wenn's recht eingetheilt wird, und man spart's am Schulgeld.«

Es war mit dem Gedichte Schiller's noch ein ganz besonderer Geist der Freundschaft und der Liebe in der engen Wohnung eingekehrt.

[31]

IV.

Der Meister und der Herr Kandidat kannten sich schon lange. Sie waren beide junge Leute gewesen und noch nicht lange aus dem Felde zurückgekehrt, als sie im Jahre achtzehnhundertsechszehn in Halle zum erstenmale aufeinander getroffen waren.

Brückner wanderte dazumal noch, weil er gleich nachdem er Geselle geworden, in's Feld gezogen war und sich nach dem Frieden in der Welt noch umsehen und Etwas lernen wollte, ganz abgesehen davon, daß er sich nach dem rührigen Soldatenleben nicht gleich entschließen konnte, sich in der engen Werkstatt festzusetzen. So kam er denn nach Halle an der Saale, wo es zu jener Zeit sehr viel Studenten und also auch sehr viel Arbeit für den Handwerker gab. Die Mehrzahl der Studenten hatte ebenfalls die Feldzüge mitgemacht, und die Meisten waren deshalb älter, als man es sonst auf den Hochschulen gewohnt war. Der Ernst der vorhergegangenen Jahre und die Erfahrungen des eigenen Lebens hatten die Besseren unter ihnen gereift, und der Sinn der Studirenden war also in jenen Tagen überhaupt auf große Dinge und Zwecke, nicht auf thörichte Aeußerlichkeiten und wüsten Genuß gerichtet gewesen.

Um so unruhiger waren aber die Handwerksgesellen [32] geworden. Sie konnten sich nicht darein finden, daß sie nun im Arbeitsrock nicht mehr von den Soldaten als ihresgleichen behandelt wurden, daß die Soldaten nun vor dem Civilisten, der in Reihe und Glied mit ihnen im Kugelregen gestanden, Etwas voraus haben und etwas Besonderes sein sollten, und wo Soldaten und Gesellen an einander geriethen, fehlten Händel selten, und waren Schlägereien meist ihr Ausgang.

Zu einer solchen Schlägerei war es denn auch einmal in Halle auf einem Tanzboden vor den Thoren gekommen. Die Soldaten

hatten als Soldaten ihr prae haben wollen, die Gesellen verweigerten es ihnen, und Brückner, der Berliner, der sich mit seiner Suada eben so viel wußte, als mit seinem stämmigen Körper und mit seinen derben Fäusten, war der Erste und der Vorderste, als es daran ging, die Soldaten aus dem Tanzsaal zu vertreiben, das heißt, sie hinaus zu werfen. Die Soldaten konnten und durften es nicht ertragen, daß man Hand an sie legte, denn sie trugen ihres Königs Rock; sie zogen also vom Leder und schlugen darauf los. Die Gesellen griffen zu den Stöcken, Stuhlbeine waren auch bald zur Hand, und in dem wilden Durcheinander, das dem ersten Angriff folgte, kehrte der Ingrimm der Soldaten sich besonders gegen den Berliner, der wie toll und blind um sich schlug und die Gesellen anfeuerte, nicht vom Platze zu weichen. [33] Aus der Stube waren die Streitenden und Kämpfenden bereits in den Garten hinausgekommen, und ein Füsilier-Gefreiter holte eben mit aufgehobenem Arme gegen Brückner aus, als vorübergehende Studenten zwischen die Ergrimmten traten. Ein langer Burschenschafter fiel dem Gefreiten in den Arm, denn er gewahrte, daß derselbe die blanke Waffe gegen einen Waffenlosen brauchte. »Kamerad!« rief er, »ehrlich Spiel: Was machst Du da? Das sind ja nicht die Franzosen, das sind ja Landsleute! Nimm Vernunft an!«

Ein Mensch, den man mitten im Laufe fest hält und zum Stillstehen nöthigt, kommt nicht so schnell wieder in den Zug, und wenn man sich plötzlich in dem Ergusse seines Zornes gehemmt findet, ist es gar nicht leicht, gleich wieder von vorn anzufangen, wenn man es auch wollte. Der Füsilier hielt inne, aber Brückner riß dem Gefreiten die Epauletten herunter und schlug gerade in dem Augenblick mit solcher Gewalt auf ihn los, daß der Soldat zu Boden stürzte und man glaubte, es sei aus mit ihm.

Das war Brückners Unglück. Die herbeigeholte Wache trug den Gefreiten fort, die übrigen bei der Schlägerei betheiligten Soldaten und Gesellen suchten sich aus der Sache zu ziehen und machten sich aus dem Staube. Nur Brückner wurde als der eigentliche Händelstifter und [34] Rädelsführer, und weil er des Königs Uniform

beleidigt, festgenommen. Wenn der lange Studiosus Plattner bei der Untersuchung auch bezeugte, daß der Gefreite die blanke Waffe gegen einen Waffenlosen geführt, so mußte er doch zugeben, daß der Geselle Jenem die Epauletten abgerissen und ihm die schwere Verwundung beigebracht, als der Füsilier sich zurückzuhalten angefangen. Das brach dem Gesellen den Stab und mit dem Wandern war es nun ein für allemal vorbei.

Zwei Jahre mußte er in Stralsund auf der Festung sitzen, und als er dann freigelassen wurde, arbeitete er noch Jahre und Jahre bald bei diesem, bald bei jenem Meister, bis er sich endlich in Berlin niederließ und seine Braut zur Frau nahm, die lange auf ihn gewartet hatte.

Ganz jung waren sie nun Beide nicht mehr, aber er verstand zu arbeiten und sie zu sparen, und sie hatten schon über ein volles Jahr in aller Zufriedenheit mit einander gelebt, als der Meister einmal mit seiner Frau an einem Sonntag Nachmittag im besten Aufputz durch die Königsstraße spazierte. Es war ein heißer Tag und die Straße war sehr leer. Wer nicht eben zu Hause bleiben mußte, hatte sich bei dem schönen, hellen Wetter zum Thore hinaus gemacht, und der Meister hätte das auch sehr gern gethan, nur daß die Frau damals nicht recht fort konnte, weil sie bald niederkommen sollte. Sie gingen [35] Straße auf und ab und wollten sehen, wie weit sie gelangen würden, und der Meister, der sich doch am Sonntag nicht behaglich fühlte, wenn er nicht ein Extravergnügen hatte, fing an, von seiner Festungszeit zu erzählen, weil er sich heute an der Seite seiner Frau wieder einmal wie eingesperrt erschien. Er sprach von Stralsund und von dem Festungskommandanten, und dann sprach er auch von Halle und wie er dort ohne seine Schuld in das Unglück gerathen und nur durch einen Zufall dem Tode entronnen sei. »Denn,« sagte er, »wäre der Student nicht auf dem Platze gewesen, wie einen Kürbis hätte der Kerl, der Füsilier mir den Schädel gespalten. Ohne den Studenten lebte ich nicht mehr, und ich habe mir oft gewünscht, ihn noch einmal zu sehen, um ihm danken zu können, was er

damals an mir gethan hat.«

Die Frau meinte darauf, ob Brückner den Studenten auch wieder erkennen würde, weil er ihn doch nur in dem Streite und nachher zum andern Male vor Gericht gesehen habe. Das nahm der Meister aber übel. »Ich sollte ihn nicht wieder erkennen«, rief er, »den Menschen, der mir das Leben gerettet hat! So und so oft habe ich von ihm geträumt. Unter einer Million Menschen wollte ich den herauskennen!«

Kaum aber hatte er diese Worte ausgesprochen, so blieb er plötzlich stehen, sah starr zu einem Manne hin[36]über, der auf der andern Seite der Straße ging, und rief erschreckend aus: »Wie ist mir denn?« Dann lief er über den Fahrweg, hielt den Fremden an und sagte: »Herr Studiosus! aber Herr Studiosus! wie kommen Sie denn jetzt hierher? Eben habe ich von Ihnen gesprochen. Sehen Sie mich doch an, ich bin ja der Brückner, sehen Sie mich nur an! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich habe ja eben erst von Ihnen gesprochen!«

Der Angeredete hielt in seinem Gange inne. Er war ein Mann von acht- oder neununddreißig Jahren, groß und mager, aber von festen Bau; das verriethen schon seine starke Nase, die feste Stirn und sein starkes Kinn, welche dem Gesicht etwas Charaktervolles gaben. Dennoch sah es nicht hart und nicht strenge, sondern recht eigentlich melancholisch aus, und nun der Meister dicht vor ihm stand und dem Fremden in das bleiche Antlitz sah, wurde er doch zweifelhaft, ob er sich nicht in der Person geirrt. Er nahm daher den Hut ab und sagte mit beginnender Verlegenheit: »Nichts für ungut, wenn Sie's vielleicht nicht sind, Herr Studiosus! Aber erinnern Sie sich denn nicht mehr, wie die Füsiliere gegen uns blank zogen und wie Sie dem Gefreiten Menzel in den Arm fielen? — Ih, Sie sind's ja aber, da haben Sie ja die Schmarre auf der Backe! Na, versteht sich's, [37] daß Sie's sind! Ich bin ja der Brückner, der Berliner, Herr Studiosus!«

Der Angeredete hatte sich während dessen offenbar nicht nur des Vorganges, sondern auch des Menschen erinnert, aber er hatte

keinen Anlaß gehabt zu einer so ausgiebigen Freude, als der Meister sie bewiesen, und er mochte die Fähigkeit für eine solche auch verloren haben. Er gab indessen dem Meister freundlich die Hand, erkundigte sich nach seinem Ergehen und wollte sich danach entfernen. Dies ließ der Meister indeß nicht zu. Denn er war es während ihrer Unterhaltung inne geworden, daß ein großer Wechsel in dem Aussehen seines einstigen Beschützers vor sich gegangen war. Er hatte nichts mehr von der Frische des ehemaligen Studenten, er sah, so sauber sein Rock und seine ganze Kleidung auch gehalten waren, doch heruntergekommen und dürftig, er sah sorgenvoll und niedergeschlagen aus, und der Meister, obschon er sich ein Gewissen daraus machte, hatte einen Augenblick, in dem er sich darüber freute, denn er fühlte sich ihm dadurch mit einem Male merklich näher gebracht.

»Nein!« rief er, »so kommen Sie mir nicht fort, Herr Studiosus! Sie müssen sehen, wo ich wohne. Meine Frau läßt sich's nicht nehmen, Sonntags einen ganz aparten Kaffee zu kochen, und wenn Sie sich nicht zu vornehm halten mit unser Einem eine Tasse zu trinken, so könnte [38] ich dabei doch gleich erfahren, wie Sie hierher gekommen sind und wie lange Sie hier zu verbleiben gedenken.«

Es lag so viel Herzlichkeit in der Bitte des Meisters, die Frau fing auch an zu nöthigen, und der ersehnte Gast gab endlich, wenn auch nur widerstrebend, nach.

Erst als sie sich oben in des Meisters Wohnung befanden, und der Gast den Platz am Tische eingenommen hatte, wagte der Meister zu fragen, welchen Titel er dem Herrn Plattner denn jetzt zu geben habe, denn Studiosus, wie er ihn in seines Herzens Freude genannt habe, werde er jetzt wohl nicht mehr sein.

»Ich bin Kandidat, lieber Meister!« versetzte Plattner, aber er seufzte dabei, und je länger Brückner ihn betrachtete, um so mehr sah er, daß die erste Voraussetzung ihn nicht getäuscht habe und daß der Kandidat sich nicht in den besten Verhältnissen befinden müsse. Auch der Frau fiel es auf, mit wie ungewöhnlichem Behagen

ihr Gast den Kaffee und die zu seiner Bewirthung eigens herbeigeschafften Zwiebacke verzehrte. Sie dachte in ihrem Sinne, er müsse lange nicht so etwas Gutes genossen haben. Wem eine gutmüthige Frau aber eine Erquickung bereiten kann, zu dem faßt sie ein Herz, und sie war es denn auch, welche es an jenem Abend herausbrachte, daß es mit Herrn Plattner nicht wohl bestellt sei. Er erzählte, daß er nach seinem Examen Hauslehrer in Rußland ge[39]wesen, daß er nun schon einige Jahre in Berlin sei und wohl auch in Berlin verbleiben werde. Auf die Frage, warum er denn noch keine Pfarre habe, gab er keine Antwort. Der Meister und die Frau merkten, daß ihrem Gaste ihre neugierige Theilnahme nicht gelegen kam. Sie brachen also von dem Gegenstande ab und erfuhren auf diese Weise niemals, was sie an jenem ersten Tage zu erfahren vergebens gestrebt hatten, ja sie hörten bald auf, sich darum zu kümmern. So viel war sicher, Herr Plattner mußte schwere Schicksale gehabt haben, denn er wurde still und traurig, wenn einmal Andere von ihren Schicksalen zu reden begannen, und kam man gar auf Rußland zu sprechen, so hatte die Meisterin gesehen, daß ihrem Gaste gelegentlich die Thränen in die Augen gekommen waren. Sie wußten damit, daß er ein Unglücklicher sei und das genügte ihnen. Er war eben da, wohnte in der Nachbarschaft, kam in der ersten Zeit gelegentlich einmal hinauf, wenn sein Weg ihn vorüber führte, und sprach dann öfter vor, nachdem er der Pathe von Brückners ältestem Sohne geworden war, dem man aus Dankbarkeit seinen Namen gegeben hatte.

Alles, was der Meister und seine Frau herausbrachten, bestand darin, daß Herr Plattner für eine Druckerei die Correkturen besorge. Es hieß bisweilen auch, daß er Unterricht ertheile, und oftmals hatte er Papiere bei sich [40] die ihm zum Abschreiben übergeben worden waren. Das mußte jedoch Alles nicht viel einbringen, denn Herr Plattner kam nicht vorwärts. Wer ihn kannte, mußte es bemerken, wie in Jahren und Jahren kein neues Kleidungsstück auf seinen Leib kam, und daß er oft nicht einen Heller in der Tasche hatte. Er aß nur selten einmal bei einem Speisewirth. Er sagte

bisweilen, daß er es nicht liebe, unter Fremden zu sein, und daß er es vorziehe, seine Mahlzeit bei sich zu Hause zu genießen. Die Meisterin sah dann aber ihren Mann ganz verstohlen von der Seite an, denn der Kandidat ging Abends, wenn er es dazu hatte, recht gern einmal unter Leute und in das nahe Bierhaus, und seine Freunde wußten daher, was sie von dem zu Hause speisen des Herrn Plattner zu halten hatten.

So war es denn gekommen, daß man den Kandidaten bald zum Mittag und bald zum Kaffee und bald zum Abendbrod nöthigte, bis er einmal den Vorschlag machte, die Meisterin solle ihn ganz in Kost nehmen, und er wolle beisteuern, so viel auf seinen Antheil käme. Davon hatte sie jedoch nichts hören mögen, denn damit ging ihr ihre Freiheit verloren, in ihrem Hause zu schalten und zu walten, wie's ihr gut schien, und der Meister hatte noch weniger davon wissen mögen. Er dachte, für seinen Lebensretter werde wohl immer noch ein Mundvoll Essen [41] übrig sein, und so hatten denn Mann und Frau es Herrn Plattner abgeschlagen, ihn zum Kostgänger zu nehmen. Er aber hatte sich danach lange Zeit nicht mehr bewegen lassen, einen Bissen Brod oder einen Trunk Wasser in dem Hause zu verzehren, und erst als Hermann größer geworden war, hatte sich das alte gute Vernehmen zwischen der Familie und dem Kandidaten wieder hergestellt.

Der Kandidat nämlich, der keinen lebenden Verwandten hatte und ganz einsam und verlassen in der Welt stand, hatte den Knaben in sein Herz geschlossen und auch dieser hing an ihm, wie an Vater und an Mutter, ja es bildete sich allmälig ein ganz apartes Einvernehmen zwischen dem Kandidaten und dem Knaben aus. Hermann war lernbegierig und Herr Plattner lehrte gern. Dem Meister und seiner Frau, die ihren Stolz darin setzten, daß ihr Aeltester in der Schule so gut angeschrieben war, gefiel es wohl, wenn Herr Plattner sich um ihn bekümmerte, und da Hermann für seine Jahre ein großer, starker Bursche war, so kam man zu dem Entschluß, ihn bei Zeiten aus der Schule zu nehmen und ihn einem vermögenden Nachbar und Gevatter zu mancherlei häuslichen

Verrichtungen zu verdingen, weil ja Herr Plattner sich immer mit ihm zu schaffen machte und man also das Schulgeld sparen konnte.

Von einem regelmäßigen Unterricht war dabei freilich [42] keine Rede. Der Kandidat beschäftigte sich mit seinem Pathen, wenn er eben kam, und er kam wieder öfter, er kam endlich alle Tage, seit er auch den jüngern Kindern des Meisters bei ihren Schularbeiten nachhalf. Er ließ sich allmälig auch wieder bereit finden, mit der Familie zu essen, wenn man ihm dies anbot, und die Meisterin sah es, wenn die Zeiten nicht gar zu knapp waren, ordentlich gern, weil es ihm immer so gut schmeckte und er meistens Etwas zu erzählen wußte. Sie meinte, er verdiene sich an den Kindern nicht nur das Bischen Essen, sondern einen Gotteslohn, und wenn sie, wie an diesem Freitage, etwas Besonderes in der Schüssel hatte, kam der Kandidat ihr ganz besonders wie gerufen.

Den Kindern, und vor Allen aber dem Hermann, war er der erwünschteste Gast von der Welt. Sie hingen von ganzem Herzen an ihm, und wenn der Vater dann obendrein erzählte, welch' ein prächtiger Studiosus der Herr Kandidat seiner Zeit gewesen sei und wie ihm die Mütze auf einem Ohr gesessen und was er für eine Faust geführt habe, dann dünkte er den Kindern ein wahrer Held, ja der Inbegriff aller Vollkommenheiten zu sein, und sie trauten sich kaum an ihn heran vor Bewunderung und vor Ehrfurcht. Der Vater erschien ihnen sogar an solchen Tagen in einem ganz besondern Lichte der Vornehmheit und sie selber fühlten sich ganz anders, weil der Herr [43] Kandidat ihres Vaters Freund und ihres Bruders Gevatter war, und weil bei all' den Nachbarn im Hofe kein Kandidat zu Gaste kam.

Was der Kandidat an dem Abend empfunden hatte, als er der Familie das Gedicht von Schiller vorgesprochen, das erfuhr Niemand. Herr Plattner ließ sich über solche Dinge niemals aus. Die Meisterin aber sagte, als in ihrer Stube wieder Alles in Ordnung war und die Jüngsten schon in ihren Betten schnarchten: »Und wenn die Wernerin auch Alles so vollauf hat, daß sie nicht weiß, wohin damit, so etwas bekommt sie doch nicht zu hören, das ist was ganz

Einziges, und der Hermann könnte es wohl einmal erzählen, wie der Herr Kandidat hier einund ausgeht, und daß wir auch was abzugeben haben.«

»Ja!« meinte der Meister, »ich habe schon oft daran gedacht, der Werner könnte dem Kandidaten was zu verdienen geben, wenn das Kind heranwächst. »Deswegen, nein deswegen sagte ich es nicht, das ist gar nicht nöthig. Unser Einer kann auch einmal etwas für sich selber haben. Die Werner's haben ohnehin genug. So war's nicht gemeint. Werner's werden sich schon selbst zu helfen wissen.«

Der Meister antwortete nicht, und die Sache hatte damit ihr Bewenden.

[44]

V.

Werner's lagen der Mutter stets im Sinn, es möchte ihr wohl oder übel gehen; denn Werner's Wohlstand und Lebensweise waren der Höhenpunkt, nach welchem sie ihre eigenen Verhältnisse bemaß und schätzte.

Nicht weit von dem Hause, in welchem der Meister Brückner seine Wohnung hatte, besaß nämlich ein ehemaliger Kamerad von ihm, der Zeugschmidt Werner, ein eigenes Haus. Der Zeugschmidt war freilich seine zehn Jahre älter als der Schuhmacher, aber da sie Beide aus derselben Straße zu Hause waren, und Beide achtzehnhundertunddreizehn an demselben Tage in dasselbe Regiment eingetreten waren, so hatte der Zeugschmidtmeister, der sein Weib und seine Kinder und seine Werkstatt und sein blühendes Geschäft verlassen, um den Fahnen seines Königs wider den Landesfeind Napoleon zu folgen, seine Freude daran gehabt, als er einmal mit dem jungen Schuhmachergesellen zusammen in Quartier gekommen war und es sich im Gespräch herausgestellt hatte, daß der Geselle die Frau des Meisters und sein Söhnchen und selbst die kleine Tochter kenne. Und als dann im Feldzuge von achtzehnhundertundfünfzehn der Meister Werner nicht mehr mitgegangen war, weil er meinte, nun das Seinige gethan zu haben, da hatte er seiner Frau einzigen [45] Bruder statt seiner in das Regiment geschickt. Der siebenzehnjährige junge Mensch war aber nicht wieder zurückgekommen und hatte seiner Schwester durch den Brückner, dem sie den Fritz auf die Seele gebunden, seinen letzten Gruß und sein Taschenbuch und seine Uhr und das schöne

Petschaft nach Hause geschickt, das sie ihm noch am letzten Morgen gekauft hatte, ehe er ausmarschirt war.

Seitdem hatte die Wernerin den Brückner unter ihren Schutz genommen. So oft sie ihm begegnete, war es ihr eingefallen, daß ihr Bruder ihn in seinen Briefen einen guten Kameraden genannt und daß Brückner demselben die Augen zugedrückt, als es mit der Kameradschaft zu Ende gewesen war. Sie hatte auch beigesteuert, als der Brückner Meister geworden und hatte Gevatter bei dem Aeltesten gestanden, auf den sie ihr Auge behalten von dessen Kindesbeinen an.

Verkehr hielt der Zeugschmidt mit Brückner nicht eben viel. Werner war ein reicher Mann geworden, saß im Magistrate, war überall zu finden, wo Ehrenämter von einem Ehrenmanne gratis zu verwalten waren, und Brückner war eben ein armer Flickschuster geblieben. Sie kamen also nicht leicht zufällig zusammen, wenn sie sich nicht zufällig Sonntags in der Kirche oder einmal im Bierhause beim Wagner trafen, und die Frauen sahen einander noch weniger, denn die Wernerin, so nannte man [46] sie in der ganzen Nachbarschaft, kam selten einmal aus dem Hause.

Man konnte ihr das auch nicht verdenken. Wer es so gut bei sich zu Hause hatte, was sollte der auswärts suchen? Das Haus hatte vier Fenster Breite und war mit dem Erdgeschoß vier Stockwerke hoch. Hinten hatte es einen langen Hof, in dem ein Wallnußbaum stand, und unten an dem linken Seitenflügel einen offnen Gang, auf dem die oberen Seitenflügel ruhten, und der also wohlüberdacht und wohlgestützt war und die schönste Gallerie bildete. Es waren ein Hof und eine Gallerie, wie sie in dem ganzen Viertel nicht zu finden waren.

Oben war das Haus vermiethet, aber die Einwohner hatten es nicht halb so gut und so schön als die Wernerin. Denn ihr Mann hielt viel auf sie und wollte, daß die Leute dies auch wüßten. Er ließ ihr in jedem Sommer die ganze Gallerie mit Bohnen und mit Kresse beziehen, daß es wie in einem Garten blühte, und dazu war geradeüber der Gallerie noch eine Kürbislaube neben dem

Wallnußbaume, die auch im Sommer blühte und große Kürbis trug. Damit aber gar nichts fehle, gingen ein Rabe und ein Storch in dem Hofe spazieren, und im Sommer, wenn es ganz warm und schön war, hingen in großen Messingkäfigen, die alle Sonnabende geputzt werden mußten, auf dem offnen Gange die beiden Kanarien[47]vögel der Wernerin und der Papagei, den der Mann ihr zur silbernen Hochzeit geschenkt hatte, zwischen den Bohnenblüthen und Kreßblumen in freier Luft, weil die kleine Lisette ihre Freude daran hatte.

Die kleine Lisette war der Großeltern Augapfel, wie man so zu sagen pflegt, und das einzige Kind des Hauses. Mit Allem hatte Werner Glück gehabt, nur mit seinen Kindern nicht. Der Sohn war als kleines Kind, die Tochter war ihm im ersten Wochenbett gestorben, und der Schwiegersohn, von dem er sich nach dem Tode seiner Kinder einen Trost und eine Stütze versprochen hatte, war auch jung hinweggerafft worden. Alles was den unglücklichen Eltern übrig geblieben, war das Enkelkind, und wenn die Wernerin sich einmal nicht recht bei Laune befand, so hielt sie es ihrem Manne vor, daß er nicht für sie die Kürbislaube und die Bohnenkasten und die Vögel angeschafft habe, sondern nur für die Lisette, die er aufziehe, als wenn sie eine Prinzessin wäre und einmal den türkischen Sultan heirathen sollte.

Ein Glück war’s dabei nur, daß die üble Laune der Wernerin nicht lange anhielt. Die ganze Nachbarschaft wußte es, daß sie aufflackerte wie Strohfeuer, aber daß es mit ihrem Zorne auch wie mit einem Strohfeuer bald vorüber war. Sah man, daß mit ihr nichts anzufangen war, so gingen der Meister und alle Andern ihr aus dem [48] Wege. Nur Einer war da, der in solchen Augenblicken ihren ganzen Unwillen auszubaden hatte, und dieser Eine war ihr Pathe und ihr Schützling Hermann, den sie sich als Laufjungen hielt und der immer schon auf seinem Platze sein mußte, wenn sie früh die Thüre von der Hinterstube aufmachte und in die Gallerie hinaustrat.

Es war sieben Uhr, als die Wernerin am Sonnabend Morgen in ihrer Stube die Riegel oben und unten an der Thüre öffnete und den

schweren Schlüssel in dem Schlosse aufdrehte. Im Innern ihres Hauses war um diese Stunde alles bereits in Ordnung; sie konnte ihre Blicke nun mit gewohnter Regelmäßigkeit nach außen wenden, und sie war stattlich anzusehen, wenn sie am Morgen so zum Vorschein kam.

Sie war eine große, dicke Frau in den ersten Fünfzigen, und da sie nach Niemand zu fragen brauchte, war sie der Kleidung treu geblieben, die ihr bequem war, ohne sich dadurch beirren zu lassen, daß die Mode sich geändert hatte. Sie trug ein dunkles Kattunkleid mit ganz kurzer Taille und eine schwarzwollene Schürze, die dicht unter ihrer starken Brust festgebunden war und die sie gelegentlich zurückschlug, um die Tasche von bunten, dreieckig zusammengesetzten Flicken zu zeigen, in welcher sie unten das Silbergeld und ihren Fingerhut und Nähring, oben in einem besondern Schlitz das Kupfergeld bei sich führte. [49] Ihr graues, stramm nach hinten gekämmtes Haar sah glatt und blank unter der weißen Piquemütze hervor, und da sie von ihrem Wochenbette einen Schaden an dem linken Fuß behalten hatte, in dessen Folge sie viel an Rheumatismen in demselben litt, so hatte sie diesen, sobald die kältere Jahreszeit eintrat, der Vorsicht wegen immer dick in Heede eingewickelt, weshalb sie den andern Fuß nur um so sorgfältiger mit einem saubern weißen Strumpf und mit einem glänzenden schwarzledernen Pantoffel bekleidet, damit Jedermann es gleich gewahr würde, daß sie wisse, was ihr zukomme.

Gegenüber der Thüre ihrer Hinterstube, an der Stelle, auf die ihr Auge bei dem Heraustreten aus ihrer Stube zuerst fiel, mußte, weil Alles bei ihr seine Ordnung hatte, Hermann sie erwarten, und der Platz war ihm auch der erwünschteste. Denn da hinten in der Gallerie lagen die Steine, welche der Meister zum Glühen und Stählen seiner Fabrikate brauchte. Sie wurden nach der Arbeit auf gut Glück in diese Ecke geworfen, und es war Hermanns tägliches Amt, sie in der Frühe ihrer Größe nach aufzuschichten, so daß man die nöthigen Stücke immer leicht herausfinden konnte, und hinter diesen Steinen verbarg er seinen kostbarsten Besitz. Unter ihrem

Schutze sammelte er Alles, was er an bedrucktem Papier erbeuten konnte, um es in jedem freien Augenblick zu lesen und [50] wieder zu lesen. Alte Zeitungen, alte »Lieder gedruckt in diesem Jahr«, einzelne Blätter aus Büchern, wie sie von den Krämern als Umschläge benutzt werden, Alles hatte Werth für ihn, Alles unterhielt ihn, und eben das ganz Abgerissene, Zusammenhanglose dieser Blätter spornte seine Wißbegier und reizte sein Verlangen sich zu unterrichten.

Daran aber hatte die Wernerin gerade ihren schweren Aerger. Sie hielt, wie Hermanns Mutter, von dem Lesen und von dem Lernen für den Armen nichts, es gewöhne ihn blos an Müßiggang und mache ihn unbrauchbar und unzuverlässig, sagte sie. Denn wer sich auf Schreiben und Lesen verlasse, der halte seine Gedanken nicht zusammen, und daß das wahr sei, davon habe sie in ihrem Hause das leibhaftige Exempel. Ihr Mann, der das Alles gelernt, müsse sich jede Kleinigkeit aufschreiben, woran er denken wolle, und vergesse doch bald dieses, bald jenes; sie, die keinen Buchstaben schreiben könne, vergesse nicht das Geringste, habe den Kopf immer auf dem rechten Fleck und wundere sich über nichts mehr, als daß der Junge, der Hermann, bei all dem Lesen doch noch so brauchbar sei.

Trotz des Zugeständnisses, welches diese letzte Aeußerung enthielt, bekam der Knabe aber nur selten ein gutes Wort von der Meistersfrau zu hören. Sie sagte, die [51] Eichen schlügen im kalten Winter am allerbesten aus, und aus wem einmal im Leben etwas werden solle, mit dem dürfe man in der Kindheit nicht viel spaßen. Spaß zu machen war auch gar nicht ihre Art, und kaum hatte sie an dem Morgen den Burschen auf seinem gewohnten Platz neben den Glühsteinen bemerkt, als sie ihm kurz und befehlend zurief: »Trag' Wasser in die Küche!«

»Ich hab's schon getragen, Frau Wernerin!« gab er zur Antwort.

»Dann lauf zum Schlächter!« — sie ließ abwechselnd an jedem Tage in der Woche eine bestimmte Fleischsorte und ein bestimmtes Quantum von derselben holen.

»Das Fleisch steht schon da im Korbe!« entgegnete Hermann.

Die Meisterin wurde verdrießlich. Wer Lust am Herrschen und Befehlen hat, verliert sein Vergnügen, wenn er das Nothwendige ohne sein Zuthun geleistet findet, und herrschsüchtige Menschen haben deshalb immer schlechte Diener, können keine guten Diener ertragen.

»Da hättest Du auch wohl schon das Holz klein machen können!« sagte sie im Tone des Vorwurfs. »Es ist Gott weiß wie spät.«

»Es ist ja fertig, Frau Wernerin«, sagte der Knabe schüchtern und wies in banger Ahnung irgend eines nahen [52] Sturmes auf das klein geschlagene Holz hin, das er an dem bestimmten Platze sauber aufgeschichtet hatte.

So schnell ihr schwacher Fuß es zuließ, humpelte die Hausfrau nach dem Ende der Gallerie hin, um sich zu überzeugen, ob der Knabe seine Schuldigkeit gethan, und um ihm wo möglich zu seiner bessern Erziehung und zu ihrem eigenen Vergnügen ein Versehen nachweisen zu können. Aber diese letzte Hoffnung schlug ihr fehl. Mit unverkennbarem Aerger befahl sie ihm daher, den Hof zu kehren, indeß sie bemerkte, daß auch diese Arbeit schon vollbracht sei. Das war ihr nun doch zu viel, und in heftigen Zorn ausbrechend, rief sie: »Es wird aber auch von Tag zu Tag toller mit dem dummen Jungen! Es ist gerade, als ob man eine Uhr hätte, die alle acht Tage einmal aufgezogen wird, und dann ohne Sinn und Verstand die ganze Woche weiter läuft. Wie eine Maschine ist der einfältige Junge! Kommt vor Tagesanbruch in das Haus, schaarwerkt im Stockfinstern herum und nachher wird er hier wieder den ganzen ausgeschlagenen Morgen dasitzen und nichts thun, als sich unnütz machen mit den elenden Papierwischen und Büchern, daß man das Kind herauslassen und draußen spielen lassen muß, damit der Junge nur zu etwas da ist auf der Welt!«

Sie wendete sich ab, denn der Meister war durch den lauten, schallenden Ton ihrer Stimme von dem Werktisch [53] an das Fenster gezogen worden, und an dem Meister fand der Knabe immer seinen

Beschützer.

»Ruhig Blut, Mutter!« rief er ihr zu. »Laß den Jungen gehen! Wenn er das Seinige gemacht hat, so ist's ja kein Schaden, daß er nachher mit der Lisette spielt. Er paßt gut auf sie auf und sie ist gern bei ihm. Was thut Dir denn der Junge? Schick ihn nach Hause, wenn er Dir im Wege ist.«

»Im Wege! Im Wege ist er mir nicht! Ich kann nur das dumme Lesen nicht an ihm leiden und —«

»Das wird ein Ende haben, wenn er in die Lehre kommt, und wenn ein Junge Lust hat mehr zu lernen, als sein bloßes Handwerk, das ist auch kein Unglück. Wenn Du ihn missen kannst, schick' ihn herein, er kann für mich ein paar Gänge in die Stadt thun.«

Die Meisterin antwortete nicht, es war ihr, wenn sie sich unnöthig ereifert hatte, recht lieb, daß man ihr dies Handwerk legte, und während sie in das Haus zurückkehrte, gab sie Hermann mit dem Kopfe ein Zeichen, durch die Küche nach der Werkstatt zu gehen, wo er die Aufträge des Meisters empfangen sollte.

Hermann gehorchte, aber nicht mit der Lust, mit welcher er sich sonst jedem Dienste unterzog. Es war Sonnabend, dann hatte die Meisterin im Hause doppelt viel zu schaffen, und Sonnabends mußte er deshalb gewöhnlich [54] den ganzen Morgen mit dem Kinde spielen, das nie fröhlicher war, als in des Knaben Aufsicht und Gesellschaft.

Er steckte das alte Zeitungsblatt, mit dem er beschäftigt gewesen war, als die Wernerin herausgekommen, in den Winkel hinter den Glühsteinen und wollte sich, als er von dem Meister seine Befehle erhalten hatte, eben auf den Weg machen sie auszurichten, als er sich von einem Kinderstimmchen rufen hörte. Er wendete sich um, Lieschen's blonder Kopf sah zum Fenster heraus und freundlich bat die Kleine: »Ich will mitgehen, Hermann!«

Er sagte, es sei kalt. »Die Großmutter kann mir den Mantel anziehen« entgegnete das Kind, »ich habe auch die Pelzkappe und neue Handschuhe.«

»Aber ich muß weit gehen«, wendete er ein.

»Ich kann auch weit laufen,« sagte die Kleine.

»Die Großmutter erlaubt's nicht«, meinte Hermann und blieb doch stehen, weil Lieschen gar so freundlich aussah und ihre rothen Wangen und blauen Augen ihm noch schöner däuchten, als die Gesichter der vier Engel oben neben der Orgel in der Kirche.

»Ich will aber mit«, wiederholte das Kind, und als der Knabe mit einer entschlossenen Bewegung sich zum Gehen wendete, stieg Lieschen, das nicht gewohnt war auf Widerspruch zu stoßen, plötzlich auf den Fensterkopf [55] und sagte: »Wenn Du nicht gleich wartest, springe ich herunter und laufe Dir nach!«

»Bleib' da! Bleib' da!« rief der Knabe und war im Augenblick an ihrer Seite. Er war ganz blaß geworden. Es fror ihn mit einem Male und dann wurde ihm heiß, daß ihm die Tropfen auf die Stirn traten. Die Kleine lachte.

»Aha!« sagte sie, »ich komme doch mit!« — Sie sprang von dem Stuhle herab, auf dem sie gestanden hatte, eilte in die Stube, der Großmutter ihr Verlangen kund zu thun, und rief dem Knaben noch aus der Ferne zu, nicht fortzugehen, der gar nichts Besseres verlangte, als auf das Kind zu warten und es mitnehmen zu dürfen, denn sein ganzes Herz hing an dem schönen Kinde.

Seit er selbst auf den Beinen stehen konnte, hatte er seine jüngeren Geschwister in Obacht nehmen müssen. Er hatte gelernt, Kinder zu beschäftigen, mit ihnen zu plaudern und zu spielen, und er hatte seine Brüder und Schwestern auch recht lieb und hatte immer Geduld mit ihnen, wenn schon es ihm kein besonderes Vergnügen machte, sie um sich zu haben. Mit Lieschen war das aber etwas Anderes. Er sah sie so gern, er hörte sie so gern sprechen. Sie war so weiß, war immer reinlich, und sah gerade so aus, wie ihre selige Mutter, die in der guten Stube der Meisterin in einem blaßblauen Kleide [56] mit einer rothen Rose vor der Brust, gemalt hing. Wenn die gute Stube einmal geöffnet wurde, was nur geschah, um die Fenster zu putzen und die Möbel auszuklopfen, so schlich er immer unvermerkt hinein und rechnete nach, wie lange es dauern würde, bis Lieschen einmal so groß und stark sein würde, wie ihre

Mutter, und er dachte, wenn er einmal von der Wanderschaft käme, würde sie wohl ausgewachsen sein.

Er stand auf der Gallerie und wartete. Fragen gehen, ob man ihm die Kleine mitgeben würde, das wollte er nicht gern, und fortgehen, ehe er wußte, ob sie nicht noch käme, das wollte er noch viel weniger. Darüber verging die Zeit. Von der Klosterkirche schlug es nun, das Spielwerk der Uhr spielte ein sanftes Lied. Die Sonne war hoch herausgekommen, der Storch im Hofe fing an die Stelle zu suchen, welche ihre Strahlen trafen, und sich im Warmen die Flügel zu dehnen und zu putzen. Das Licht fiel hell auf die Thüre, aber Hermann hatte keine Zeit zu verlieren, er fing an zu fürchten, daß er sich zu lange aufgehalten und wollte sich eben entfernen, als aus der sonnenbeleuchteten Thüre Lieschen hervortrat und hinter ihr die Großmutter.

»Nimm das Kind mit!« sagte sie, »aber paß gut auf Lieschen auf und mach, daß Du zurückkommst. Hast Du auch reine Hände? «

[57] Die Frage that ihm weh, er wußte nicht weshalb Er lief zum Brunnen, wusch sich in dem kalten Wasser und wischte die Hände, so gut er konnte, an seinen Kleidern ab. Dann nahm er das Kind an der Hand und ging mit ihm von dannen, aber er war nicht so vergnügt als sonst, wenn er die Kleine bei sich hatte.

Ein paar Straßen war er still neben ihr hergegangen und hatte nur nothdürftig ihr fröhliches Geplauder beantwortet, bis sie in die Klosterstraße kamen, in welcher er an dem verwichenen Abend seinen majestätischen Ritt gehalten hatte. Die Erinnerung daran heiterte ihn auf, er erzählte der Kleinen, daß er gestern wieder auf einem großen Pferde gesessen habe, und war eben im besten Zuge, als ihm auf dem Neumarkt einer der Jungen begegnete, die ihm gestern zuerst den Spottnamen gegeben hatten. Kaum wurde dieser Hermann’s ansichtig, als er ihm aus der Ferne zurief: »Na! reitender Kesselflicker! gehst Du heut zu Fuß?«

Es war in den Stunden des Wochenmarktes und wieder Leben genug auf dem Platze. Was einmal bei Kindern gewirkt und sie belustigt hat, belustigt sie zum zweitenmal noch mehr, und weil die

Jungen gestern ihren Spaß an dem Rufe »reitender Kesselflicker« gehabt hatten, so fanden sie heute ein doppeltes Vergnügen daran, ihn auszustoßen und von allen Ecken erscholl es: »Reitender [58] Kesselflicker! wo hast Du Dein Pferd? Reitender Kesselflicker! warum gehst Du zu Fuß?« und »reitender Kesselflicker« hier und »reitender Kesselflicker« da.

Hermann war wüthend vor Zorn und Scham. Mit einem Satze wollte er auf den Urheber des ganzen Angriffs lossspringen, aber als er es that, fühlte er, daß er die Hand des Kindes loslassen mußte, und mitten auf dem Markte konnte das Kind nicht allein stehen bleiben. Das Blut stieg ihm nach dem Kopfe, daß die Ohren ihm brannten. Er wollte schreien, schimpfen, es schnürte ihm den Hals zu, und dazu hielt das Kind ihn fest angefaßt und fragte halb belustigt, halb geängstigt zu ihm hinaufsehend: »Warum schreien sie so? Bist Du der Kesselflicker?«

»Komm fort, Lieschen! geh' nicht so langsam,« sagte er und suchte sie vorwärts zu ziehen, als einer der größten Jungen dicht an seiner Seite ihm wieder den Spottnamen in das Ohr schrie. Seiner selbst nicht mächtig, versetzte Hermann ihm einen Schlag mit der Faust, der Junge erwiederte das, sein Kamerad warf aus der Ferne mit einem Murmelstein, den er in der Tasche gehabt, nach Hermann, und statt diesen zu treffen, flog der Stein Lieschen gegen die Wange, daß das Kind laut aufschrie vor Schmerz und bitterlich zu weinen anfing.

In Nu sahen die Streitenden sich von einer Menschen[59]menge umringt. Eine Bürgersfrau gab dem Burschen, der mit dem Steine geworfen hatte, einen Schlag, aber auch Hermann wurde festgehalten und hart angefaßt, während andere Bürgersfrauen das Lieschen, das Enkelkind der Wernerin erkannt hatten, sich der Kleinen bemächtigten und sie nach Hause zur Großmutter zu führen versprachen. Indeß das Kind weinte und schrie und wollte nicht vom Platze gehen ohne Hermann. Erst als dieser wieder zu ihr kam, gelang es die Kleine zu beruhigen, und sich mit beiden Armen an Hermann anklammernd rief sie ein Mal um das andere: »Komm

nach Hause! Sie sollen Dir nichts thun! Sie sollen Dir nichts thun!«

Er war froh, als er sich mit seinem Schützling in der stillen Bischofsstraße befand, und neben Lieschen auf der Erde niederknieend, sich überzeugte, daß ihr nichts geschehen sei. Er trocknete ihr die Thränen, säuberte ihr am Brunnen die Stelle, welche der Stein getroffen hatte, und vermochte die Kleine leicht dahin, seinen Weg weiter mit ihm fortzusetzen. Aber er konnte nicht wie sonst mit ihr plaudern und mit ihr Scherze machen. Das langweilte sie bald und sie fing nun selbst zu plaudern an.

»Heißt Du Kesselflicker?« fragte sie ihn nach einer Weile.

»Nein!« gab er ihr kurz zur Antwort.

Sie war solche Abweisung nicht von ihm gewohnt. [60] »Warum schreien sie Kesselflicker?« fragte sie noch einmal und fügte dann gleich hinzu: »Warum warfen sie mit dem Stein nach Dir?«

Dem Knaben schnitt es durch das Herz. »Weil ich schlechte Kleider habe,« versetzte er bitter.

»Der Großvater hat viele Kleider, der kann Dir Kleider schenken«, tröstete das Kind.

»Laß gut sein,« sagte Hermann.

»Willst Du keine Kleider haben?« forschte Lieschen, die wie alle Kinder langsam von ihren einmal gefaßten Gedanken loskam.

»Ich werde mir schon Kleider schaffen, wenn ich groß bin,« gab er ihr zur Antwort. »Und Dir soll auch Niemand etwas thun, wenn ich nur erst groß bin, sprach er fest und seine Hand preßte dabei unwillkürlich das Handchen der Kleinen, daß sie zu ihm aufsah und zu lachen anfing.

Als Hermann mit dem Kinde nach Hause kam, klopfte ihm das Herz vor Angst. Er fürchtete, Lieschen werde erzählen, was auf dem Markte geschehen, werde klagen, daß ihr der Stein an die Wange geflogen sei, und weil er sicher wußte, daß man ihm in diesem Falle die Kleine nie mehr anvertrauen und daß er einer schweren Strafe nicht entgehen würde, hatte er sich mehrmals versucht gefühlt, sie zu bitten, daß sie davon schweigen möge. Aber [61] ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn davon zurück, und nachdem er das

kleine Mädchen der Großmutter abgeliefert und sich in die Werkstatt begeben hatte, um dem Meister über die gemachten Bestellungen Bericht zu erstatten, erwartete er von Minute zu Minute, daß er gerufen und zur Rechenschaft gezogen werden würde. Indeß es blieb Alles still, der Vormittag ging ruhig vorüber, und als es zwölf Uhr schlug, als Lieschen, wie das alle Tage geschah, dem Großvater melden kam, daß das Essen fertig sei, wendete sie sich schnell zu Hermann hin und sprach leise und mit freundlichem und klugem Blick: »Ich hab' nichts gesagt!«

Dann lief sie hinaus und Hermann — Hermann stand und sah ihr nach, und wischte sich mit der umgekehrten Hand die Thräne aus dem Auge, die ihm plötzlich hineingetreten war, er wußte nicht wie und weshalb. Aber er hätte für das Kind durch's Feuer laufen mögen, und wieder dachte er: »Wenn ich nur erst groß wäre!«

[61]

VI.

Der Herr Kandidat hatte Wort gehalten. Hermann besaß seit dem Weihnachtsabend sein erstes großes eignes Buch, denn seine Fibel und seiner Mutter Katechismus [62] und Bibel hatten bis dahin die ganze Bibliothek der Familie ausgemacht, die nur gelegentlich einmal durch einen vorjährigen Volkskalender einen Zuwachs erhalten hatte.

Mit seinem Buche, voll merkwürdiger Reiseabenteuer und seltsamer Lebensschicksale, war dem Knaben aber eine neue Welt aufgegangen, und seitdem sein Blick von der Sagenwelt der biblischen Vorzeit in den Bereich der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart gelenkt ward, wendeten alle seine Gedanken und Wünsche sich in die Zukunft und auf seine eigene Zukunft hin. Mit wahrer Leidenschaft verlangte er danach, schnell heranzuwachsen, um, wie er es nannte, Etwas zu werden, aber trotz seiner Sehnsucht rückten die Tage doch nur in ihrem Gleichmaß vorwärts, langsam die Dinge und die Menschen und ihr Verhältniß zu einander umgestaltend, daß man die Wandlung kaum gewahr wird, bis irgend ein ungewöhnliches Ereigniß es bemerkbar macht, daß sie sich vollzogen hat.

Tage, Wochen, Monate und Jahre gingen hin, und Meister Brückner saß noch immer auf seinem Schemel in der Werkstatt, und der Kandidat kam auch noch alle Tage zu dem Meister und sah nach den Kindern, und die Mutter schaffte und mühte sich wie immer, nur Hermann fehlte in der Wohnung, aber man vermißte ihn nicht, im Gegentheil! Der zweite Sohn war so weit herangewachsen, daß

er die Dienste versehen konnte, welche der Bruder [63] bis dahin im Hause geleistet hatte, und die Eltern waren froh, den Aeltesten nun doch so weit zu haben, daß er in der Lehre und die Zeit zu ermessen war, in welcher er Geselle werden und ganz für sich selber zu sorgen im Stande sein würde.

Er kostete jetzt schon so gut wie gar nichts mehr; denn Herr Werner, der ihn in die Lehre genommen, hatte ihm das Einschreibegeld erlassen, Wohnung und Essen und Trinken hatte er bei seinem Meister, und seine Pathe, die Meisterin, that ab und zu ein Uebriges und half hier und da mit einem Rock des Meisters oder mit sonst einem nöthigen Stücke aus, daß Hermann weit besser als zuvor in Kleidern war und sich wohl hätte auf der Straße sehen lassen können.

Er war aber kein Freund vom Ausgehen und hatte mit seinen Altersgenossen wenig Verkehr. Nicht daß er keine Freude daran gehabt hätte, umherzulaufen und sich umzusehen wie die Andern, es fehlte ihm nur dazu die Zeit, denn wenn er abkommen konnte, gab es für ihn nur einen Weg, und der führte ihn zu dem Kandidaten. Je größer Hermann geworden war, um so mehr war seine Liebe für denselben gewachsen, und wenn der Kandidat es Anfangs nur mit Widerstreben geduldet hatte, daß der Knabe ihm mit seinem Buche in seine Wohnung folgte, um von ihm die Aufschlüsse und Erklärungen zu erhalten, [64] deren er bedurfte, so hatte er sich allmälig doch daran gewöhnt, und Hermann's Wißbegier und Lebhaftigkeit regten Herrn Plattner an, daß er sich erheitert fühlte, wenn der Knabe bei ihm war, der immer Etwas zu erzählen, der immer Gutes zu berichten hatte, weil er achtsam und fröhlich von Natur, an jedem Tage irgend etwas fand, das ihm Vergnügen machte.

Bald hatte er neue Arbeit bei dem Meister gehabt, zu der man ihn bis dahin nicht zugelassen, bald hatte er fertige Arbeit zu einem Kunden bringen müssen, von dem er ein Trinkgeld erhalten, bald hatte er der Mutter seine paar Spargroschen nach Hause bringen können, die eben jetzt das Geld gut brauchen können und es ihm

wieder zu geben versprochen hatte, wenn für ihn eine Anschaffung nöthig sein würde. Heute hatte der Meister große Bestellungen erhalten, ein andermal hatte Hermann viel Geld für den Meister in die königliche Bank zu tragen bekommen, dann ließ die Wernerin ein Schwein schlachten und Hermann bekam davon für seine Eltern etwas geschenkt, und vor Allem gingen die Tage hin und er wurde größer und die Lehrzeit verstrich und die Gesellenzeit mußte doch verstreichen, und wenn er arbeitete und immer arbeitete, so mußte er zuletzt auch Meister werden. Und daß er ein reicher Meister werden wollte, reich wie Herr Werner, und ein Mann bei der Stadt, wie Herr Werner, das [65] stand bei ihm eben so unumstößlich fest, als daß er weit umher wandern und alle die Länder sehen wollte, von denen in den Büchern zu lesen stand, die er sich nach und nach herbeizuschaffen wußte.

»Was der Mensch will, das kann er!« sagte Herr Werner, und diese Worte wurden Hermanns Wahlspruch. Er schrieb sie mit seinen schönsten Lettern in das Schreibebuch, das er bei dem Herrn Kandidaten hatte, er schrieb sie noch fester in sein Herz, und weil er gar nicht daran zweifelte, erreichen zu können, was er anstrebte, so glich er beständig dem Wanderer, der sein Ziel vor Augen, der Mühen des Weges nicht achtet.

Da er fleißig und geschickt bei seiner Arbeit, vom Morgen bis zum Abend unverdrossen war und der Wernerin mit jener maschinenmäßigen Regelmäßigkeit, die ihr einst so ärgerlich an ihm gewesen, die häuslichen Hülfsleistungen besorgte, so gab man es zu, daß er Abends, wenn die Werkstatt geschlossen und das Abendbrod gegessen war, eine Stunde fortging, und diese Stunde brachte er meist bei seinem Pathen und Lehrer zu.

Die Begegnung mit dem Geheimrath, welche Hermann einst die Reisebeschreibung eingetragen hatte, war für Herrn Plattner von dauernder und guter Folge gewesen. Er hatte regelmäßige Arbeit und sie schien ihm besser bezahlt zu werden als früher, denn das Feuer fehlte seit [66] Jahren in den Winterabenden seinem Stüchen nicht mehr, und Sommers und Winters hatte Hermann seinen

Unterricht von ihm, d. h. er durfte in des Kandidaten Stube lesen und schreiben, was er wollte, und der Kandidat, der jetzt Bücher geborgt bekommen konnte, so viel er irgend mochte, ließ seinen Schützling an immer neuer Anregung und Belehrung nicht Mangel leiden.

Herr Plattner las und schrieb, und Hermann las und schrieb sich aus den Büchern ab, was er für sich zu behalten wünschte, und außer den kurzen Antworten, welche den Fragen des Schülers folgten, hörte man keinen Laut in dem engen Erkerstübchen. Ein Bett, eine Commode, ein paar Stühle und der große Tisch von weißem Tannenholz, an dem die Beiden saßen, machten das ganze Mobiliar aus. Und doch enthielt das Zimmer Schätze, die zu betrachten Hermann nicht müde werden konnte, wenn er die Augen von seinen Büchern erhob, und die seinen Gedanken eine Richtung gaben, welche ihn abzog von Allem was ihn sonst beschäftigte.

Es hingen zwei Bilder über dem Tische an der sonst kahlen und verräucherten Wand, Bilder, die nicht zu dieser Wohnung gehören konnten. Das eine war nur mit Oblaten angeklebt und mit Wasserfarben gemalt. Es stellte ein Schloß dar, mit vielen Thürmen und sonderbar geformten grünen Kuppeln auf denselben. Das andere [67] war ein ganz kleines Bild, in einen schmalen goldenen Reif gefaßt, und es schien Licht auszugehen von diesem kleinen Bilde durch das ganze Zimmer, so fremd es sich auch in demselben ausnahm. Es war eine wunderschöne Frau, ganz blaß, ganz jung, mit langen schwarzen Locken und mit großen Augen. Hermann glaubte, daß sie immer nach dem Kandidaten hinblickte, wo er sich auch befand. Sie hatte ein weißes Kleid an und einen breiten goldenen Gürtel mit Edelsteinen zum Schlosse. Um den Hals hatte sie Perlen, und Perlen um die Arme, daß man sie hätte für eine Königin halten mögen, wären ihre Augen nicht so traurig gewesen.

Der Kandidat hatte niemals von den Bildern gesprochen und Hermann hatte niemals gefragt, wo das Schloß gelegen oder wer die schöne Dame sei; denn er dachte, daß des Kandidaten Herz an diesen Bildern hing, und er glaubte, daß derselbe nur deshalb so

melancholisch sei, weil er nicht in dem Schlosse und bei der Dame lebe.

Eines Abends hatte Hermann die Geschichte von dem englischen Knaben Richard Whittington gelesen, der sich vor jenen Jahren aus Noth und Elend heraufgearbeitet, Würde und Ansehen erlangt hat und Bürgermeister von London geworden ist. Als er das Buch zuklappte und aufstand, um fortzugehen, sah er sich noch einmal in der kleinen Stube um, sein Blick fiel auf die Bilder, fiel dann [68] auf das blasse Antlitz und das früh ergraute Haar seines Freundes, und ohne zu bedenken, was er that, rief er im Selbstgespräch: »Unglücklich möchte ich nicht sein!«

Herr Plattner sah verwundert in die Höhe. »Was fällt Dir ein?« sagte er im Tone des Tadels über die unbefugte Störung.

Hätte Hermann irgend ein gleichgültiges Wort ausgestoßen, so würde er nicht für nöthig gehalten haben, sich zu entschuldigen. Er fürchtete jedoch, der Kandidat könnte in seiner Seele gelesen haben, und gleichsam als Erklärung fügte er hinzu: »Ich meine, das könnte ich nicht aushalten, ich hätte nicht die Geduld dazu.«

»Wozu?« fragte Herr Plattner.

Die Sache wurde ärger und ärger; aber eben weil er eine unverzagte Natur war, faßte Hermann sich ein Herz und sagte: »Ich hätte keine Geduld, unglücklich zu sein.«

Der Kandidat wurde immer aufmerksamer. Er legte die Feder aus der Hand. »Und was wolltest Du machen, wenn ein Unglück über Dich käme?«

Hermann schwieg eine Weile, er traute sich mit seiner Rede nicht heraus, denn er wollte nicht gern etwas sagen, was seinen Beschützer kränken konnte, und doch rief er endlich, als könne er es nicht verschweigen: »Ich ginge dagegen an.«

[69] Herr Plattner nahm ihn bei der Hand. »Und wenn es stärker wäre als Du?«

»Dann liefe ich davon,« versetzte Hermann, »oder —«

»Oder?« wiederholte der Kandidat und blickte seinem jungen Gefährten forschend in das Auge. Der junge Mensch wurde bestürzt.

Die Ahnung, daß Herr Plattner in diesem Augenblicke an sein eigenes Schicksal denke, bemächtigte sich seiner, und mit feinem Verstande und gutem Willen einlenkend, meinte er: »Wenn ich nichts dagegen machen und ihm nicht entfliehen könnte, dann — dann würde ich's mir aus dem Sinne schlagen und gar nicht weiter daran denken.«

»So hüte Dich, daß Du frei bleibest von Schuld«, versetzte der Kandidat, indem er die Hand seines jungen Gefährten losließ und sich von ihm zu seiner Arbeit wendete.

Hermann blieb auf demselben Fleck stehen. Er sah das Bild der schönen jungen Frau an, er sah den Kandidaten an, dessen Haar an den eingesunkenen Schläfen schon grau geworden war, und er fühlte tiefes Mitleid mit ihm. Er wollte an ihn herantreten, er hatte Lust ihn zu umarmen, aber dergleichen Liebesbezeugungen waren ihm nicht geläufig, weil sie unter den Menschen, unter denen er lebte, nicht vorkamen, und etwas Ungewöhnliches gegen den Herrn Kandidaten zu thun, hielt der Respekt [70] ihn ab. So ging er endlich von dannen, ohne daß Herr Plattner es beachtete, aber das Erlebte beschäftigte den jungen Mann fort und fort, und immer wieder sagte er sich: »Ich will nicht unglücklich werden, ich will glücklich werden, wie der Meister Werner, und lernen und arbeiten, bis ich's werde!«

VII.

Und Hermann hielt sich mit der Ausführung dieser Vorsätze treulich Wort. Seine Lehrjahre fielen in die Zeit, in welcher die Entwickelung der Gewerbe und die Einführung des Maschinenbaues in Deutschland den großen Aufschwung nahmen. Die ersten bedeutenden Eisenbahnbauten waren eben ausgeführt worden, überall entstanden in Berlin neue Maschinenfabriken, junge, tüchtige Arbeiter fanden leicht ein Unterkommen, und wo Gewerbtreibende, wo Handwerker bei einander waren, deren Arbeit irgend auf eine Weise mit dem Bedarf der neuen Unternehmungen zusammenhing, war von denselben und von den Aussichten die Rede, welche sie dem Handwerker für alle Zukunft eröffneten und sicherten. Der und Jener hatte Aufträge für Eisenbahnen erhalten, der Eine hatte eine Lieferung an Werkzeugen für die Werkstätten der [71] Bahnhöfe übernommen, der Andere war auf der Eisenbahn in wenig Tagen große Strecken vorwärts gekommen, war in wenig Wochen bis nach England und nach Frankreich gereist, und mit jeder solchen Mittheilung, die gelegentlich vor den Ohren des strebsamen jungen Menschen gemacht wurde, eröffnete sich ihm der Blick in die Welt und die Hoffnung, sich einst in ihr festsetzen zu können.

Es ist aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und gegen das zu rasche Vorwärtsstreben finden sich die Hemmschuhe überall bereit. Wie die Zeit sich auch entfalten, und was so mancher von seinen Bekannten auch dadurch erwerben mochte, Meister Brückner konnte nicht vorwärts kommen. Die

Kinder wurden immer größer, die Lebensmittel und das Leben in der sich ausbreitenden Stadt wurden immer theurer, satt werden wollten und mußten sie Alle, und mehr als arbeiten konnte der Meister doch nicht. Wenn auch die Kinder, sobald sich die Gelegenheit dazu ereignete, ein paar Groschen zu verdienen suchten, so verschlug das immer nicht viel, und es war gut, daß der Kandidat nicht mehr alle Tage vorsprach, denn der Mensch wird sorglicher mit den Jahren, und die Meisterin, die doch nicht mehr so bei Kräften war, als in ihren jungen Tagen, plagte sich viel mit dem Gedanken, wie es einmal mit ihr und mit ihrem Manne und mit ihren Kindern werden [72] würde. Hätte sie das nur in ihrem Herzen behalten, so hätte das noch hingehen mögen, indeß sie konnte nicht verschweigen, was sie drückte, und ein Mann, der redlich seine Schuldigkeit thut, verdient nicht, immer daran erinnert zu werden, daß all sein emsiger Fleiß nicht die Kraft hat, die Sorgen von seiner Schwelle fern zu halten. Der Vater machte die Kammerthüre zu, wenn die Mutter ihre muthlosen Tage hatte, sie mochte dann auch Niemand um sich leiden, weil, wie sie sagte, die Spinne an der Wand ihr in solchen Zeiten zuwider sein konnte, und die Geschwister hielten sich dann an den ältesten Bruder, der immer etwas Gutes zu erzählen, und wenn gar sonst nichts zu berichten oder kein Hoffnungslicht vorzuhalten war, ihnen doch ein schönes Gedicht herzusagen oder ein Buch zu borgen hatte, das er selbst von einem Andern für ein paar Wochen entliehen hatte.

So erreichten Hermann's Lehrjahre ihr Ende, und er hatte bei seinem Meister schon zwei Jahre als Geselle gearbeitet, da kam die Zeit heran, sich auf die Wanderschaft zu machen. Es war mitten im Sommer und das Wetter sehr schön und warm. Er hatte von Kindheit auf immer nur an's Wandern gedacht, und nun er auf dem Punkte stand, es ausführen zu können, war all seine Lust dazu verschwunden.

Die Werkstatt war bereits geschlossen, die andern Ge[73]sellen waren ihrer Wege gegangen, der Meister war im Bürgerverein. Oben in Hermanns Bodenkammer lag der neue Anzug, den er bei

der Freisprechung getragen hatte, sein Ränzel lag daneben, er hatte Alles beisammen, was ihm nöthig war, und die Wernerin selber hatte ihm eine Beisteuer zu seiner Ausrüstung gegeben, weil er, wie sie eingestand, ein fleißiger Mensch sei und weil sie wußte, daß er in den letzten Jahren jeden Heller, den er erübrigen können, nach Hause getragen hatte.

Die Wernerin saß auf ihrer Gallerie und hatte es sich bequem gemacht. Sie hatte die Piquémütze abgenommen und das Halstuch gelüftet, daß die schwere goldene Kette zu sehen war, die sie schon seit Jahren für alle Tage um den Hals trug. Beide Füße waren gleich sauber mit weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen bekleidet, denn in den heißen Sommertagen hatte sie das böse Reißen nicht, und obschon sie einen großen Korb voll Salat neben sich hatte, den sie selber putzte, konnte man es ihren fetten weißen Händen wohl anmerken, daß sie keine schwere Arbeit zu machen brauchte.

Man sah, daß es ihr recht wohl war, und Allem, was sie umgab, war derselbe Stempel des Behagens aufgedrückt. Der Papagei stieg gemächlich in seinem Bauer umher und knupperte an seinem Zucker, der Kanarienvogel hatte frische Salatblätter bekommen, die Bäume und die Laube [74] waren grün, und weil Lisette die Rosen so gern mochte, hatte der Meister einige schöne Rosenstöcke in dem Hofe einpflanzen lassen, die in voller Blüthe standen. Der Rabe und der Storch schritten so ernsthaft in dem Hofe umher wie sonst, und Hermann sollte nun fort auf die Wanderschaft.

Er saß, wie das Abends geschah, wenn er nicht zu dem Kandidaten ging, unten im Hofe und hatte ein Buch bei sich. Schon seit drei Jahren war ein anderer Lehrling dazugekommen, der die Hausarbeiten als Jüngster übernehmen mußte, und seit Hermann Geselle geworden, hatte er natürlich keine Hand mehr dabei angelegt. Heute aber, als die Sonne so hell auf die weiße Wand des Nachbarhauses schien und oben der blaue Himmel, so weit man ihn zwischen den Dächern sehen konnte, überall leichtes, blaues Gewölk zeigte, und die Rosen so dufteten, konnte er gar nicht lesen. Er sah die Wernerin an und dachte an all' das Gute, das sie ihm

gethan, und ob sie denn auch noch so dasitzen würde, wenn er einmal von der Wanderschaft heimkäme. Es fiel ihm ein, wie klein er gewesen, als er zuerst als Laufjunge in ihren Dienst getreten, wie schwer die Arbeit ihm damals geworden, und wie oft sie ihn gescholten und gepufft hatte, und er mußte darüber lachen, daß ihm also geschehen, denn er war jetzt ein großer, starker Mensch, der in seinem zwanzigsten [75] Jahre stand, und er wußte, daß er sich sehen lassen konnte.

Der Storch und der Rabe und der Papagei und der Kanarienvogel waren nicht gewachsen, die waren gerade wie vor Jahren, nur er war gewachsen, und Lisette war groß geworden, aber gerade heute war sie nicht da.

Er hätte gewünscht, daß sie heute zu Hause geblieben wäre. Sie war beinahe vierzehn Jahre alt, und sie sah noch älter aus, weil sie so kräftig war. Den Engelsköpfen an der Orgel glich sie jetzt nicht mehr, auch ihrer Mutter ähnelte sie jetzt nicht. Sie hatte etwas ganz Besonderes in Miene und in Blick. Wenn sie Einem in das Auge schaute, so meinte man, sie sähe durch und durch bis in's Herz, und wenn sie etwas sagte, mußte man es ihr auf's Wort glauben. Die Großeltern ließen ihr in Allem den Willen, weil sie so vernünftig war, und in der Schule hielten Lehrer und Kinder gleich viel auf sie. Es kamen auch oft ganz vornehme Mädchen zu ihr zum Besuch und die gute Stube wurde dann aufgemacht, die Wernerin zog sich wie eine reiche Frau an, und keiner von den Gesellen und Lehrlingen durfte sich dann blicken lassen. Selbst wenn Einer von ihnen Lisette Abends nach Hause holen ging, mußten sie sich anziehen wie am Sonntage, um ihr in dem fremden Hause keine Schande zu machen.

[76] Hermann hatte sie oftmals nach Hause geholt, aber er dachte heute zum ersten Male daran, daß er in seinen Arbeitskleidern nicht einmal für gut genug gehalten würde, den Bedienten Lisettens vorzustellen, und er hatte doch so oft mit ihr gespielt, er hatte sie doch so lieb gehabt. Es dünkte ihn, als sei er schon hundert Meilen von ihr entfernt, als lägen zwischen dem heutigen Mittag, an dem er sie bei Tische gesehen hatte, und zwischen diesem Abend, an dem

er sie vermißte, viele lange Jahre.

Wo ist die Zeit hin, fragte er sich, in der mich so sehr danach verlangte, erwachsen zu sein? Nun bin ich erwachsen, und ich wollte, ich wäre wieder der Junge in den elenden Kleidern, dem sie Spottnamen nachriefen, und der hier im Hofe die Steine schichtete und das Küchenholz klein schlug.

Der Block stand dort auf der alten Stelle, das Beil lag daneben, die Thüre des Holzstalles stand offen, die Hühner gingen darin aus und ein. Hier werde ich auch kein Holz mehr schlagen, dachte er, und plötzlich stand er auf, legte sein Buch auf den Ständer der Gallerie, ging nach dem Holzstall, holte sich einen tüchtigen Korb voll Holz heraus und begann es zu spalten, mit einer Lust und mit einem Eifer, die ihm das Herz erfrischten, denn das Thun ist stets ein Mittel gegen das Erleiden.

Der Ton der Axt machte die Wernerin aufmerksam [77] auf ihn. Sie schüttelte den Kopf, als sie gewahrte, was er vorhatte.

»Was fällt Dir denn wieder ein, Hermann?« fragte sie ihn.

Er sagte, er hätte gern noch einmal seine alte Arbeit machen wollen.

»Unsinn!« rief die Wernerin und rückte sich die weißgescheuerte Holzbank unter dem schwachen Fuß zurück. »Hat schon je Einer einen Menschen gesehen, der Holz hackt zum Vergnügen! Sitze still, wenn Du nichts Besseres zu thun hat, Du wirst noch Wegs genug unter die Beine bekommen, bis Du einmal wieder hier an Ort und Stelle bist!«

Er konnte es aber nicht lassen, er mußte die Arbeit erst zu Ende machen, es kam ihm überhaupt vor, als würde hier Alles fehlen, wenn er nicht mehr dabei sei. Die Jugend hat das schöne Vorrecht sich noch für unentbehrlich zu halten, weil sie noch nicht oft genug erfahren hat, wie leicht die Wellen des täglichen Lebens über der Stelle zusammenschlagen, auf der durch die Entfernung eines Menschen eine Lücke zu entstehen scheint.

Er hielt sich alle seine bisherigen Obliegenheiten vor, alle die kleinen Dienste, die er freiwillig geleistet hatte. Die Eltern, die

Geschwister, der Kandidat fielen ihm der Reihe nach ein, und dazwischen dachte er an die Pfeifen [78] des Meister Werner, die er immer noch rein gemacht, und an die Blumenstöcke, die er für Lisette geschnitzt, und an die Wallnüsse, die er in diesem Herbste nicht mehr abnehmen helfen konnte. Während dessen schlug es neun Uhr vom Kirchthurm. Die Wernerin hatte die Füße lang vor sich ausgestreckt und die Hände über den Leib gefaltet. Hermann wußte nicht, ob sie wache oder schlafe. Der Meister mußte nun auch bald zu Hause kommen, und es war Zeit, Lisette abzuholen, die weit unten in der Stralauer Straße auf Besuch geladen war.

»Frau Wernerin!« rief er, auf die Gefahr sie zu erwecken, »wer wird denn die Lisette abholen gehen?«

»Willst Du heute Alles thun?« fragte sie spottend. »Du denkst, nun geht's in Einem hin und Du bist's los.«

Er achtete auf diesen Spott nicht. »Soll ich gehen?« fragte er.

»Nein!« versetzte sie sehr bestimmt, und eine Weile blieb es still.

Wenn die Wernerin wollte, hörte sie das Gras wachsen, und sie wußte die Leute zu nehmen und zurecht zu setzen, wie wenig Andere es verstanden. Sie ließ Hermann ruhig sitzen, eine geraume Zeit, bis es ganz dunkel im Hofe wurde. Dann sagte sie mit einem Male: »Einer ist doch wie der Andere! Erst, wenn man sie in's Haus bekommt, da denken sie Wunder wie schwer sie's haben, [79] und denken, der Meister verlangt zu viel und mit der Meisterin ist nicht auszukommen, und wenn nachher die Zeit um ist, dann möchten sie Dies thun und Jenes thun, und das Herz ist ihnen schwer und sie denken, sie könnten's nicht vergessen und fänden es nicht wieder so gut. Aber so wie Du hat schon Mancher hier gesessen! Das geht und kommt, und ist Einer das Wandern und Wechseln erst gewohnt, da lacht er darüber, daß er einmal so schwer vom Fleck fortgekonnt hat.«

Wenn man einem Menschen, der ein Besonderes zu empfinden glaubt, plötzlich bemerkt, daß er nur ein ganz Gewöhnliches erlebe, so ernüchtert man ihn und demüthigt ihn zugleich, und Hermann hatte auf die Rede der Meisterin nur die Antwort: »Ich denke heute

nur immer, ob denn auch noch Alles hier so sein wird, wenn ich wieder einmal hier vorkommen sollte.«

»Ih, Gott bewahre.« rief die Meisterin, die immer munterer zu werden schien. »Heute und morgen wirst Du ja nicht wiederkommen, und in vier oder fünf Jahren muß hier ein junger Meister sein. Für Nichts und wieder Nichts hat der Meister das Grundstück vor dem Thore nicht gekauft. Wir wollen uns auch einmal zur Ruhe setzen, und ein Mädchen, das nicht Vater, nicht Mutter hat, wie die Lisette, das muß je eher je lieber einen Mann bekommen, damit es nicht einsam und ver[80]lassen dasteht in der Welt, wenn wir Beide einmal die Augen zumachen.«

Dagegen war nichts zu sagen. Es war Alles wahr und richtig. Hermann hatte sich oft genug vorgestellt, daß es so kommen werde, kommen müsse; zu Hause redeten sie immer in derselben Weise davon, aber es klang ihm heute, da die Meisterin es aussprach, widerwärtig und unglaublich zu gleicher Zeit. Er sagte nichts dazu — was hätte er auch sagen sollen. Er bot der Meisterin eine gute Nacht. Sie sagte, obschon so Etwas sonst gar nicht ihre Art war: »Schlaf Dich nur noch satt, so lange Du hier bist, unterwegs bekommst Du solche Betten wie bei uns gewiß nicht wieder.«

Sie war sehr zufrieden mit sich, als er schweigend nach seiner Kammer ging. »Käme er nicht bald fort«, dachte sie, »so hätte ich ihm anders gedient. Aber das kommt von dem Lesen und Schreiben her; ohne das hätte er den großen Nagel nicht im Kopfe. Der wird ihm auf der Wanderschaft schon ausgetrieben werden.«

[80]

VIII.

Am Montag sollte Hermann seine Wanderschaft beginnen, der Sonntag gehörte noch ganz ihm selbst. Früh [81] am Vormittage ging er in die Wohnung seiner Eltern. Die Mutter war in die Kirche gegangen, die Schwestern nähten zu Hause, der Bruder war bei dem Vater in der Lehre und arbeitete trotz des Feiertags mit ihm, und Hermann sah gleich, daß es in den letzten Tagen nicht ganz friedlich zu Hause gewesen sein mußte, denn der Vater hatte sich verbarrikadirt, und saß für sich allein, wie er das nannte.

Das hatte er sonst wohl auch gethan, aber es war immer kein gutes Zeichen gewesen. Wenn ihm früher der Kinderlärm und die Unruhe einmal zu groß geworden waren, so hatte er eine alte Kiste aus der Kammer herbeigezogen und seinen Schemel darauf gesetzt, daß er höher saß als auf einem Schneiderische, und sich erhaben fühlte über all das kleine Treiben neben und um ihn her. Die Gewohnheit hatte er beibehalten, nur daß er sie jetzt nicht mehr der kleinen Kinder wegen zur Ausführung brachte, und da der Mensch von den Vorstellungen abhängig ist, die er selbst sich von den Ereignissen seines täglichen Lebens bildet, so fühlte Meister Brückner sich gleich befreit, wenn er den Gedanken faßte, sich durch Absonderung von den Seinen zu befreien. Er sah schon wieder ganz munter aus, als der Sohn mit der Frage: »Nun, Vater, wie geht's?« an ihn heran trat.

»Gut geht's, Junge, gut geht's!« versetzte der Vater. [82] »Wenn Du erst draußen auf der Wanderschaft sein wirst, so wirst Du erfahren, wie dem Menschen gleich anders zu Muthe wird, wenn er

auf die Berge kommt. Bin ich erst hier oben auf meinem Berge, dann frage ich nach nichts und schlage mir alle Sorgen aus dem Sinn, die die Mutter sich Sonntags immer erst wegpredigen lassen muß. Mein Vater ist in die Siebenzig gekommen, und als er nicht weiter gekonnt hat, haben wir ihm geholfen, der Bruder Bäcker und ich, und unter siebenzig Jahren gehe ich auch nicht davon, und wenn ich nicht mehr arbeiten kann, so seid Ihr ja da! Du hast's ja so von klein an vorgehabt, ein reicher Mann zu werden, und der Kerl bist Du danach, einer reichen Meisterstochter in die Augen zu stechen!«

»Es soll wohl auch ohne das gehen«, meinte Hermann, während ihm doch das Blut zu Kopfe stieg. »Nun ich ein Jahr Geselle gewesen bin und besser Bescheid weiß mit den Dingen, weiß ich auch, was ich zu thun habe. Mein Sinn ist auf die Mechanik und auf die feinen Maschinen gerichtet, die haben schon Manchen vorwärts gebracht und sollen mich auch vorwärts bringen. Ich gehe gerades Weges nach Hamburg. Habe ich dort so viel zusammengebracht, daß ich die Ueberfahrt bezahlen kann, so mache ich mich auf nach England. In Manchester geht es unserem früheren Werkführer sehr gut. Er hat [83] mich neulich erst grüßen lassen, und bin ich einmal drüben, so brauchen sie dort Arbeiter so gut wie hier.«

»Also«, sagte der Vater, »mit den Geschichten von damals ist's nichts mehr? Zum Halle'schen Thor hinaus nach der Wüste wird nicht mehr gelaufen?« — Er gefiel sich darin, den Sohn an die Tage zu erinnern, in welchen er noch ein Kind und von dem Vater abhängig und dieser ihm überlegen gewesen war, denn es mochte ihm wohl die Ahnung kommen, daß die Zeit für immer vorüber sei.

»Ich sage nicht nein, wenn von der Wüste die Rede ist. Ich möchte die alten heißen Länder doch einmal sehen und von England kommt man wohl am ehesten dazu!« versetzte der Sohn.

Der Meister schlug mit kräftigem Schlage ein paar Zwecken ein und sah dann gegen das Fenster empor. »Wie die Kerle sich wundern!« rief er lachend; »wundert Euch aber nur immer darauf los!«

»Von wem sprechen Sie, Vater?« fragte der Sohn.

»Sieh Dir ’mal die Spatzen an! Die kommen Jahr ein, Jahr aus hier an meine Fenster und kennen mich so gut, wie ich sie, und die sind so klug, daß sie wissen, was es auf sich hat, wenn ich hier oben sitze. Sie haben dann einen ganz aparten Ton; es klingt immer, als riefen sie: komm ’rauf! komm ’rauf! und dann fliegen sie in die [84] Höhe, als wollten sie zeigen, wie gut der’s hat, dem Niemand nach kann. Ich glaub’s ganz fest, daß alle Thiere Verstand und ihre Sprache haben, und daß sie klüger sind als wir, denn sie lernen uns verstehen, wir sie nicht! Wie willst Du denn fertig werden mit dem Englischen in dem fremden Lande?«

Der Sohn kannte den Vater. Wenn er seinen Gedanken und Träumen in so abspringender Weise Worte gab, wenn er von dem Nächsten auf das Fernste und dann wieder zu dem eigentlichen Gegenstande seiner Sorge überging, war er immer sehr gerührt und deshalb bemüht, sich seine Bewegung fortzuscherzen, und Hermann selber blickte mit Wehmuth auf das treue graue Haupt, auf die arbeitsgefurchte unermüdliche Hand seines Vaters hin. Alle Tage seiner Kindheit gingen an ihm vorüber, alle Sorge, die der Vater für ihn getragen, erfüllte ihn mit Liebe und Dankbarkeit, und er hatte noch etwas auf dem Herzen, das er ihm zu sagen hatte, und woran er dachte und dachte, während sie bald von Diesem bald von Jenem sprachen, und was er ihm doch nur sagen konnte, wenn Niemand sonst es hörte.

Endlich entfernten die Schwestern sich eine nach der andern und endlich wurde auch der Bruder fortgeschickt, ein Paar eben fertig gewordene, frisch eingewichste Stiefel noch rasch zu einem Kunden fortzutragen. Nun konnte es [85] geschehen, nun mußte es geschehen; und Hermann ging und setzte sich auf den Schemel, auf welchem sein Bruder sonst saß, und sah zu dem Vater auf seinen Berg hinauf, wie er zu ihm hinaufgeblickt als kleiner Knabe, da der Vater ihm noch groß, sehr groß erschienen war, und das Gefühl knabenhafter Scheu und Ehrfurcht kam wieder über ihn. Er überlegte hin und her und sagte zuletzt: »Der Mutter ist’s recht zu

gönnen, daß sie sich guten Muth in der Kirche holt, sie ist von Jahr zu Jahr verzagter geworden. Sie vergißt immer, daß Eltern mehr als vier eigene Arme haben, wenn sie Kinder haben, und ich hab's ihr doch bewiesen, so gut ich konnte.«

»Was?« fragte der Vater.

»Daß ich mehr erwerben kann, als ich brauche«, entgegnete Hermann. »Wenn sie sich gar zu viel Gedanken machte, bin ich eingesprungen, und dann war sie für eine Weile auch beruhigt, nur daß sie nicht lange vorzuhalten pflegten — das Bischen Geld und das Bischen Beruhigung.«

Er war froh, daß er so weit gekommen war und es ausgesprochen hatte, daß er der Mutter oftmals schon Geld gegeben, und daß sie's angenommen. Nun konnte er, da der Vater nichts dagegen eingewendet, schon mit leichtem Herzen vorwärts gehen. »Vorigen Winter und im letzten Frühjahr, als wir auf Stück arbeiteten, weil [86] es so sehr pressirte, haben wir sehr guten Verdienst gehabt.«

»Ih, das glaub' ich! Die Meister sagten's ja selbst, daß es flott ging dazumal,« meinte der Vater. »Da hättest Du Dir nun was zurücklegen sollen für die Wanderschaft.«

»Das hab' ich auch gethan,« fiel der Sohn rasch ein. »Ich habe für ein gut Ende Weges das Fortkommen bei mir in der Tasche; aber,« fügte er lebhafter hinzu, »allzuviel muß man nicht bei sich tragen, weil man's doch einbüßen kann auf die eine oder die andere Art. Hier sind noch einundzwanzig Thaler — er griff in die Tasche, holte ein weißes, sauber zusammengefaltetes Papier heraus, in dem er das Geld eingewickelt hatte, und legte es vor den Vater auf den Tisch hin — »hier sind einundzwanzig Thaler, die möchte ich zu Hause lassen, Vater! Und wenn die Arbeit einmal nicht recht geht und die Mutter macht sich zu viel Gedanken, so nehmen Sie davon und geben Sie's ihr, wie sie's gerade braucht. Bis es zu Ende ist, kann ich wohl wieder einmal was Neues schicken.«

Hermann trocknete sich die Stirn, nun war's ihm leicht ums Herz, nun war's herunter. Der Vater hielt den alten Stiefel, an dem

er den neuen Absatz aufschlug, zwischen den Knieen fest und schlug die Arme über die [87] Brust zusammen. So sah er den Sohn eine Weile an. Dann fragte er: »Warum giebst Du's ihr denn nicht selbst?« Der Sohn zuckte die Schultern. »Ich dachte, wenn's so ab und zu käme, heute ein paar Groschen und nächstens wieder ein paar, so hielte die Freude länger vor, und wenn Sie's ihr geben könnten, daß sie glaubte, es käme von Ihnen, Vater, so behielte sie bessern Muth und Sie brauchten sich nicht auf den Berg zu begeben, mit dem Sie noch einmal ein Unglück haben werden, denn die alte Kiste ist halbwegs aus den Fugen. Kommen Sie lieber herunter! Der Teufel hat oft sein Spiel. Wenn Sie heute ein Unglück hätten, könnten Sie mir morgen nicht einmal das Geleite geben.« Der Meister ließ den Stiefel und das Werkzeug fallen, der Sohn bückte sich, es aufzuheben, und als der Vater heruntergestiegen war, legte er dem Sohne die Hand auf die Schulter. »Wenn's Dir einmal nicht glückt in der Welt und nicht gut geht,« sagte er, »so hat Gott im Himmel kein Einsehen mehr!« — Damit steckte er das Geld fort und es war nicht mehr davon die Rede, aber sie sahen Beide hell aus, wie das Wetter draußen, der Vater und der Sohn; Hermann fing selber an zu glauben, daß die Vögel etwas von dem Thun und Sprechen der Menschen verstehen müßten, denn die Spatzen flogen [88] in ihrer Lustigkeit und Freude ihnen fast in das Zimmer herein. Und als die Mutter aus der Kirche kam und sah, daß der Vater vom Berge herniedergestiegen, war sie dessen herzlich froh, und es war ein guter, friedensvoller Sonntag, den man in des Schusters Wohnung verlebte.

[88]

IX.

Hermann hatte sich bei dem Herrn Kandidaten für den Nachmittag angesagt, sie wollten noch einmal zusammen spazieren gehen. Das war an Sonntagen öfter vorgekommen, seit es dem Herrn Kandidaten besser ging und er sich einen neuen Anzug angeschafft hatte, mit dem er sich vor den Leuten sehen lassen konnte. Und doch hätte er zu seinen Spaziergängen den neuen Anzug gar nicht nöthig gehabt, denn er vermied die Orte, an denen er Menschen fand, und wenn sie sich zusammen auf den Weg machten, so gingen sie rasch durch die Stadt, schlugen dann den ersten besten Feldweg ein und suchten das Ufer der Spree oder sonst ein Wasser zu erreichen; denn wenn er am Wasser war, ging ihm das Herz auf, das Wasser war seine Sehnsucht und sein Element. In der Einsamkeit am Wasser da konnte er sprechen, in der Stadt und unter den Menschen in den Straßen versagte dem Kandidaten das Wort.

[89] Draußen vor der Stadt, wo die Spree sich zwischen grünem Wiesenlande hinzieht und hier und da eine Weide am Wasser steht oder ein kleiner Erlenbusch die Fläche unterbricht, war Alles still. Die Schwalben schossen leicht über das Wasser hin, ein paar Störche stiegen bedächtig in den Wiesen umher, mit ruhigem Auge ihre Beute suchend. An einer Stelle, nicht fern vom Wasserrande, lag ein gefällter Weidenstamm. Auf diesen setzte sich Herr Plattner nieder, Hermann nahm an seiner Seite Platz und der Kandidat schaute, wie das seine Art war, lange und unverwandten Auges in das Wasser, bis er sich aufrichtete und zu Hermann sagte: »Du hast mich oft darauf angeblickt, wenn ich so vor dem Wasser saß, hast

Dir wohl auch Deine Gedanken darüber gemacht, was ich an dem Wasser habe, und nun Du fortgehst, kann ich es Dir sagen: das Wasser hat mich am Leben erhalten, und das war doch gut um Deinetwillen!«

»Ja, gewiß war's gut!« rief Hermann, »aber ich wußte nicht, daß Sie das Wasser für sich so heilsam glaubten.

»Heilsam!« wiederholte der Kandidat, »heilsam war es mir! ja, heilsam ganz und gar. Wenn ich mich einsam am Wasser befand, wenn ich hinabsah in die dunkle Tiefe, die so viel verbergen kann, und so ruhig hinfließt über Alles, was sie verborgen hat, daß kein Auge es mehr sieht, dann sagte ich mir: Du brauchst nur zu wollen und in [90] einem Augenblicke ist Alles vorüber, in einem Augenblicke drückt dich nichts mehr, bist du frei! Frei von Schmerz, frei von Rückerinnerung, frei von den bösen Träumen, die dich quälen, frei von Reue! von Reue, die das Gift des Lebens ist! Und diese Möglichkeit der Freiheit ließ mich ausharren, ausharren um Deinetwillen, merk Dir's wohl, um Deinetwillen!«

Der Kandidat sprach das in einer Weise, wie Hermann noch nie einen Menschen reden gehört hatte. Es war feierlicher als des Predigers Wort, das von der Kanzel her zu der Gemeinde spricht, es war die Offenbarung einer Seele an die andere.

»Herr Kandidat!« rief Hermann, dem sich das Herz zusammenkrampfte bei der Vorstellung, auf welcher Grenzscheide das Leben seines Lehrers und Freundes oft gestanden hatte, »Herr Kandidat, Sie werden doch nicht —«

»Nein!« versetzte Plattner, »ich werde mein Leben nicht enden, ehe es von selber endet, denn ich weiß jetzt, daß man noch zu Etwas nütze sein kann auf der Erde, wenn man lange die Lust verloren hat, auf ihr zu wandeln. Aber warum sollte ich Dir's verbergen, da Du Mann genug geworden bist es zu hören? Als ich Deinem Vater und Deiner Mutter zuerst begegnete vor jenen langen Jahren, da war ich auf dem Wege auszuführen, was der Mensch nicht ausführen soll; denn er ist eine Kraft im [91] Weltall und jede bewußte Kraft muß aufgebraucht werden bis an ihr Ende.«

Hermann hatte unwillkürlich sein Gesicht in seine Hände verborgen, er wollte nicht sehen lassen, was in ihm vorging, aber es litt ihn nicht zu schweigen, und mit der Freiheit, welche seine vorgeschrittene Bildung und sein vorgeschrittenes Alter ihm gewährten, seinen Arm um die Schulter des Kandidaten legend, sagte er: »Warum verzagten Sie denn so sehr am Leben? was drängte Sie zum Tode hin?«

Der Kandidat antwortete nicht gleich. Sein Blick hing schweigend und finster an dem Boden, dann schlug er plötzlich das Auge zu dem jungen Mann empor und sprach: »Du hast einmal gesagt: ich möchte nicht unglücklich sein! Dies Knabenwort ist mir damals tief in's Herz gedrungen, und ich habe Dir geantwortet: so hüte Dich vor Schuld! — Denn es hat eine Zeit gegeben, in der auch ich dachte: ich möchte nicht unglücklich sein! in der ich glaubte, ich könne es niemals werden, in der ich mich für den Glücklichsten der Menschen hielt, und in der ich es beinahe vergessen hatte, daß kein Glück von Dauer ist, welches auf dem Boden der Sünde erwächst.« — Er hielt wieder inne und sagte dann fast klanglos: »Sie brach auch schnell genug zusammen, die schöne Welt, und sie hat viel, viel begraben und verschüttet in ihrem Sturz.«

[92] Hermann bezwang sich nicht länger, er mußte viel, er mußte Alles wissen. »Wo war das?« fragte er, »in dem Schlosse mit den grünen Kuppelthürmen?«

Der Kandidat sah ihn an, als habe Jener ein Zauberwort gesprochen, das ihm die Lippen löse. »Wer hat Dir das gesagt?« rief er, und sein Gesicht durchflogen die Schatten der widersprechendsten Empfindungen. »Wer hat Dir das gesagt?«

»Ich dachte mir, das müßte wohl das Schloß sein, in dem Sie einst gelebt in Rußland«, versetzte Hermann.

»Ja! das ist das Schloß!« bedeutete der Kandidat, und halb zu seinem jungen Gefährten, halb zu sich selber redend, sagte er in Rückerinnerung versunken: »Zweiunddreißig Jahre war ich alt, als ich es zuerst betrat. Die Sonne lag heiß über seinen Kuppeln, die goldenen Spitzen funkelten in ihrem Licht. In dem großen Saal zu

ebener Erde empfing mich Fürst Michael. Er hatte seinen Sohn an der Hand, der schön war, wie ich kein Kind gesehen, denn er sah aus wie sie, wie die Mutter. Ich war fast dreiviertel Jahr in dem Schlosse, als sie zurückkehrte. Man hatte geglaubt, sie litte an der Brust, und man hatte Heilung für sie von einem deutschen Arzte gehofft, unter dessen Behandlung sie in Deutschland gelebt. Wie ihr Bild sie zeigt, so erblickte ich sie zum ersten Male. Es waren Gäste geladen aus der Gouvernementsstadt, ich [93] hatte ihr den Knaben beim Nachtisch in den Saal zu führen. Man fand ihn fortgeschritten, körperlich und geistig gekräftigt und entwickelt, und sie sagte mir das. Sie sagte: »Er ist mein einziges Gut, und seit ich Ihre Briefe über meinen Alexander erhalten hatte, konnte ich es besser ertragen, allein und fern von ihm zu leben. Ich wußte ihn wohl aufgehoben in Ihrer Huth!«

»Ich sah sie alle Tage, ich konnte es bald bemerken, daß sie wahr gesprochen hatte. Sie lebte nur für ihren Sohn, der Fürst war ihr ein Fremder und er liebte sie nicht. Er hatte nur eine Leidenschaft, die Eitelkeit. Er lebte nicht für sich, er empfand, er erwarb, er existirte nur für und durch die Meinung und den Beifall seiner Umgebung. Er wollte die höchsten Orden, er wollte die schönsten Pferde, das schönste Schloß, die ersten Kunstwerke haben, er wollte das schönste Weib besitzen und Vera mußte die reichsten Kleider tragen und einen Schmuck, den die Frauen ihr beneideten. Was sie selber wünschte, was sie glücklich machen konnte, das bekümmerte ihn nicht. Er hatte, was er wollte, sie mochte sehen, wie sie mit sich fertig wurde.«

Es flog ein bitteres Lächeln über die eingesunkenen Züge des Kandidaten, und doch sah er in diesem Augenblick anders, jünger, stolzer aus, als Hermann ihn je gekannt hatte. Er hob den Kopf empor, sein Auge sank [94] nicht wie sonst gedrückt hernieder. Hermann hütete sich zu reden, da Jener schwieg; er möchte die Erinnerungen seines Freundes nicht unterbrechen, der nach einer Weile weiter zu erzählen anhob:

»Sie war ein halbes Kind gewesen, als man sie aus dem Kloster

nahm, um sie dem Fürsten zu verbinden, und ohne Ahnung ihres Werthes, ohne Kenntniß ihres Herzens war sie in die Welt getreten; man hatte sie auch nicht so unterrichtet, daß es ihr leicht geworden wäre, sich fortzubilden, sich zu entwickeln. Ihr Aufenthalt in Deutschland, ihr Verkehr mit bedeutenden Menschen hatten ihre Wißbegier erregt. Sie hatte einsehen lernen, was ihr fehlte und was sie besaß. Mehr noch als ihr Sohn wurde sie meine Schülerin. Sie lernte das Deutsche von mir, ich weihte sie ein in den Geist unserer Sprache, ich lehrte sie unsere Dichter, unsere Denker kennen und lieben. Jenes Gedicht von Schiller, dessen Bruchstück Du einst als Knabe gefunden, die Theilung der Erde, die ich Dir und den Deinen damals auf Deine Bitte vorgesprochen, das waren die ersten deutschen Verse, die sie gelernt. Von ihren Lippen hatte ich jenes Gedicht vernommen. Die Verschiedenheit meiner Zustände war schlagend und ergriff mich gewaltig. Ihr freutet Euch und konntet nicht wissen, was an dem Abend in mir vorging.

Alles, was sich ihr nahte, hing ihr mit Liebe an, [95] und ich liebte sie auch, ich liebte sie mit allen meinen Kräften. Jahre lang bewahrte ich dies Geheimniß in meiner Brust. Ein unbewachter Augenblick entriß es mir, und dieser Augenblick entschied über meine Zukunft. Meine Liebe ward erwidert, alle meine Vorsätze, all mein Pflichtgefühl sanken vor der Gewißheit in ein Nichts zusammen. Ich genoß fünf Jahre eines berauschenden, sinnverwirrenden Glückes, wir vergaßen Alles, unsere Pflicht, das Gesetz und die Welt um uns her.

Der junge Fürst war inzwischen sechszehn Jahre alt geworden und hatte sich, wie es in jenen Regionen der Fall ist, schnell und früh entwickelt. Er hing an seiner Mutter und an mir mit großer Liebe, aber er war auch seinem Vater sehr ergeben, der ihn mehr und mehr an sich zu fesseln wußte. Fürst Michael war ein leidenschaftlicher Jäger, sein Sohn theilte diese Neigung. Eines Tages war der Fürst mit seinen Gästen auf die Jagd gefahren und hatte den Sohn mit sich genommen. Wir waren allein, die Fürstin und ich; das schöne Wetter lockte uns hinaus. Wir wußten, nach

welcher Seite hin der Fürst gefahren war und machten uns auf der entgegengesetzten Seite auf den Weg. Die Fürstin liebte es, sich dem Gedanken hinzugeben, wie glücklich sie sein könnte, wenn sie mir einst, nachdem ich die Erziehung ihres Sohnes vollendet haben würde, in meine Heimath folgen und [96] dort in dem entlegensten Orte, unter fremdem Namen neben mir leben könnte. Oftmals hatte sie den Plan zur Flucht mit mir durchdacht, und als wir so einsam selbander uns weiter und weiter von dem Schlosse entfernten, als wir durch die Stille des Wiesenlandes dahinschritten, tauchten jene Träume und Wünsche, so unausführbar sie auch waren, doch wieder als Spiel der Phantasie in uns empor, daß wir uns darin versenkten und uns darin gefielen, uns als Wanderer oder Pilger zu betrachten, welche sich auf dem Wege zu jenem ersehnten Ziele befänden. Die Sonne stand hoch am Himmel, der scheidende Sommer hatte die schmalen Wiesengründe vor dem nahen Walde, dessen letzte einzelne Erlenpartien sich bis an das Ufer erstreckten, noch einmal mit zahllosen Blumen geschmückt, daß sie wie ein Teppich anzusehen waren. Am Rande des Flusses blühte das Schilf, die braunen, glatthaarigen Dolden standen auf den grünen Stengeln hoch empor, die Weiden glänzten silbern, wo die Sonne ihre Blätter traf. Kein Laut war zu hören außer dem Sang der Lerche und dem Schwirren der Insekten. Hier und da sprang ein Fisch aus dem Wasser hervor, als wolle er auch sein Theil an Licht und Wärme haben, und wir standen am Wasser und schauten auf seinen schnellen Strom, und ich sagte: »Der geht, wohin auch wir gern gingen!«

[97] Sie hatte ihren Arm um meinen Nacken gelegt, ich führte sie voll reiner Freude an meiner Seite. Plötzlich fiel aus dem größten der Erlenbüsche ein Schuß, und in demselben Augenblicke stürzte sie lautlos neben mir zu Boden, daß ihr Antlitz in den Fluß hinabsank. Ich sprang empor, ich wollte sie erheben, der junge Fürst war schon an meiner Seite. Flieh! flieh!« rief er außer sich und athemlos, und warf sich zwischen mich und seinen Vater, dessen Rohr auf mich gerichtet war — aber der Tod, den ich ersehnte,

wurde mir nicht zu Theil.«

Der Kandidat machte eine Pause, Hermann athmete kaum vor Spannung. »Und wie entkamen Sie?« fragte er endlich.

Der Kandidat sah empor und blickte ihn an, als habe er Hermanns Gegenwart ganz und gar vergessen. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sagte: »Wie ich entkam?« — und noch einmal hielt er inne. »Wie ich entkam?« nahm er dann das Wort, »ich weiß es selber kaum. Die Gäste hatten den Fürsten umringt, man mußte ihn entwaffnet haben. Ich hörte die Ausbrüche seiner Verzweiflung, seiner Wuth, ich sah, wie der Bruder der Fürstin, wie ihr Sohn die Leiche emporhoben und wie Alexander, als man sie wieder zur Erde legte, mit einem Schmerzensschrei auf sie herniedersank. Ich wollte zu ihr, ich wollte mein Leben enden in dem Flusse, der [98] mein letztes Glück zurückgespiegelt, man führte mich fort, um mich der Rache ihres Gatten, um ihm meinen Anblick zu entziehen. Man band mir die Hände. Auf einem der Jagdwagen, die inzwischen herbeigekommen waren, brachte man mich nach dem Schlosse des Grafen Stephan, des Bruders der Gemordeten. Spät am Abend kam der junge Fürst zu mir. Die letzten Stunden hatten ihn um Jahre gereift. Er war blaß wie ein Todter, er sah seiner Mutter ähnlicher denn je.

›Mein Vater will Ihren Tod!‹ sagte er tonlos, aber es ist des Unglücks hier genug geschehen. Mein Onkel und ich wünschen Sie zu retten, um die Ehre unseres Hauses und den Namen meiner Mutter nicht Preis zu geben. Unsere Freunde haben uns ihr Wort verpfändet, unsere Leute müssen schweigen. Man wird sagen, das Gewehr meines Vaters habe sich zufällig entladen und meine Mutter sei dadurch getödtet worden. Mein Vater wird sich, ich hoffe es, bewegen lassen, mit mir in’s Ausland zu gehen. Auf diese Weise wird Ihre Entfernung nicht bemerkt und das Geheimniß nicht verrathen werden. Unten steht ein Fuhrwerk bereit, es wird Sie noch in dieser Nacht zur Kreisstadt bringen. Suchen Sie die Grenze so bald als möglich zu erreichen und hüten Sie sich, meinem Vater zu begegnen. Der Schuß, der mir die Mutter nahm, war Ihnen

bestimmt. Leben Sie wohl!‹

[99] Er entfernte sich; auf mir lastete es wie Verdammniß. Schwerer als Alles, was ich seit den letzten Stunden erlebt, so grausenhaft es auch gewesen, war mir das Gericht, das mein Zögling in diesem Augenblick über mich hielt. Ich hatte ihn geliebt, wie einen Sohn, er hatte voll Vertrauen und voll Verehrung zu mir emporgesehen, und seine Liebe für seine Mutter war der reinste Cultus seines Herzens gewesen. Das Alles hatte ich vernichtet. Dem Jünglinge, dessen Seele ich zu bilden, zu erheben übernommen, den ich auf den Pfad der Sittlichkeit und Pflichterfüllung führen sollen, dem Jünglinge hatte ich mit einem Schlage den Glauben an die eigene Mutter und an den Mann geraubt, der ihm ein Vorbild sein sollen. Er war noch unglücklicher als ich, er mußte enttäuscht und ohne Glauben den Weg in's Leben gehen. Rein wie meine Liebe zu seiner Mutter auch gewesen, war sie ein Verbrechen vor Gott und vor den Menschen, denn die Fürstin war eines Andern Weib. Ich sah, daß der junge Fürst zaudernd an der Thüre stehen blieb und rief seinen Namen. Er flog auf mich zu, wir sanken einander weinend in die Arme und schieden wortlos für immer.« Der Kandidat seufzte tief. »Was nun noch folgt«, sagte er mit ganz verändertem Tone, »ist kaum der Erwähnung werth. Am andern Morgen befand ich mich in [100] der Kreisstadt, acht Tage später betrat ich die deutsche Erde wieder, ein armer, und was schlimmer ist, ein hoffnungsloser Mann. Die Baarschaft, welche ich bei mir getragen, hatte eben hingereicht, mich bis nach Deutschland zu bringen; ein Pack Banknoten, welche ich, von der Hand des jungen Fürsten an mich adressirt, in dem Fuhrwerk des Grafen vorgefunden, hatte ich an ihn zurückgesendet. Ich hatte nichts mit mir genommen, als ihr Bild, das ich auf meinem Herzen trug, und meine Erinnerungen, meine Schmerzen, meine Reue. Ich hatte keine Wünsche mehr, und kaum weiß ich selber, was mich damals abhielt, mein Leben zu beenden, oder weshalb ich es zu fristen suchte. Ich hatte keine Blutsverwandten, meinen früheren Lebensgenossen mochte ich nicht begegnen, meine theologische

Laufbahn zu verfolgen, hielt mein Bewußtsein mich ab. Ich hatte das Recht zu lehren für alle Zeiten verscherzt, ich durfte die Kanzel, den Katheder nicht besteigen, ohne eine Sünde wider den heiligen Geist zu begehen. So kam ich zu dem Broderwerb, den ich jetzt übe, so fand Dein Vater mich, so fand ich Euch, und ahnte es nicht, daß Du, der Knabe, den ich mit hartem Urtheil wider mich, einst aus der Taufe hob, mir zum Befreier, zum Erhalter werden solltest.«

»Ich?« rief Hermann, und die hellen Thränen traten [101] ihm in die Augen, »ich? was habe ich denn je für Sie gethan?«

Der Kandidat sah ihn lange nachdenklich an. »Reue und Buße besänftigen die Qualen des Gewissens nicht. Sie sind Erleidnisse; die Sünde aber ist eine That und sie bedarf der Thaten zu ihrer Sühne. Ich hatte Verzweiflung und Unglauben in das Herz des jungen Fürstensohnes gesäet, ich wollte Liebe, Vertrauen und Lebensmuth in Dir entzünden. Es war viel Glück, es war ein Leben zerstört durch meine Schuld, ich wollte einem Menschen die Möglichkeit bereiten, sich sein Glück zu suchen — und ich werde leben bleiben, um zu sehen, ob mein guter Wille seine Früchte an Dir trägt. Wenn Du Dich rein erhältst von Schuld, wenn Du ein Ziel erreichst, das zu erreichen Dir ohne mich vielleicht nicht möglich gewesen sein würde, dann ist's gut! Dann bin ich erlöst!«

Er erhob sich, ehe Hermann ihm eine Entgegnung oder gar eine Zusage hätte machen können, und ohne ein Wort mehr zu sprechen, schlug er den Heimweg ein. In ihre Gedanken versunken erreichten sie die Stadt. Vor dem Hause, in welchem der Kandidat wohnte, blieben sie stehen. Herr Plattner hielt dem jungen Gesellen die Hand hin. »Lebe wohl und sei glücklich!« sagte er. »Bedenke, daß Du geweiht, daß Du in ein schweres Schicksal [102] hinein verflochten bist, und hilf mir, mich aus seinem Banne zu befreien. Lebe wohl!«

X.

Meister Brückner hatte darauf bestanden, daß Hermann am Montag auf die Wanderschaft gehen sollte, denn er wolle sich, sagte er, mit seiner Begleitung wieder einmal nach langer Zeit ein Extravergnügen, einen richtigen blauen Montag machen, damit die arme Seele dann wieder Ruhe und Lust zur Arbeit habe. Der Meister war immer der Meinung, daß man die Woche über weit besser still sitze, wenn man am Montag Kopf und Beinen etwas Ordentliches zugemuthet habe.

Um Mittag stand Hermann fix und fertig. Da er etwas auf sich hielt, hatte er sich gut ausstaffirt für seine Reise. Er wollte, wo er immer hinkam, zeigen, daß er guter Leute Kind und ein Mensch sei, der Etwas vor sich gebracht habe. Er hatte einen guten Sommerrock an, eine hübsch ausgenähte Blouse darüber. An dem schönen Leibriem hing ihm die lederne Feldflasche, das leichte Tuch unter dem zurückgeschlagenen Hemdekragen, der graue Filzhut waren neu gekauft. Neu gekauft war auch das lederne Ränzel, in dem er seinen Sonntagsanzug, die [103] schwarze Hose, den schwarzen Frack und die Reservestiefel nebst seiner Wäsche und seinen Bürsten trug, und er legte sein Gepäck bei Seite, als er zum letzten Male an seines einstigen Lehrherrn Tisch ging.

Der Meister und die Meisterin saßen in der Mitte wie sonst, der Werkführer hatte seinen Platz neben dem Meister, Lisette den ihren neben der Großmutter, so war es immer gewesen, so war’s auch heute. Das gewohnte Montagsgericht stand auf dem Tische, es hatte Hermann immer gut geschmeckt, nur heute wollte es ihm nicht

munden. Er konnte es gar nicht hinunterbringen, er hatte keinen Hunger und auch Lisette mußte heute den gewohnten Appetit nicht mit zu Tische gebracht haben, denn sie berührte die gebotene Speise kaum und die Meisterin, die sonst immer mit ihr beschäftigt war und auf Alles Obacht gab, was sie that und machte, schien es heute gar nicht zu bemerken, wie still und wie verändert ihr Großkind sich betrug.

Es war Hermann ordentlich wohl, als man vom Tische aufstand und er Lisette nicht mehr anzusehen brauchte. Sie sah blaß aus, als wenn sie krank werden müßte, den Mund hatte sie ganz fest zusammengezogen, ihre Augen waren so groß und mit den großen Augen sah sie ihn immer an, als hätte sie ihn noch nie zuvor gesehen, oder als hätte sie ihn Etwas zu fragen.

[104] Um ein Uhr sollte er vor seines Vaters Thüre sein, von da wollten die Andern ihn abholen kommen. Um drei Viertel ging er hinaus in die Gallerie, wo sein Ränzel und sein Hut auf den alten Glühsteinen lagen. Er hob das Ränzel auf die Schulter, es kam ihm mit einem Male so schwer vor, daß es ihm die Brust bedrückte, als er's sich zurecht rücken wollte, und er hatte doch sonst nie das Geringste auf der Brust gespürt. Er rückte an dem Ränzel hin und her, endlich saß es fest. Er nahm darauf den Stock mit der eisenbeschlagenen Spitze und den Hut in die Hand und trat vor den Meister hin, gab ihm die Hand und dankte ihm für all' das Gute, das er von ihm genossen hatte, und dankte auch der Meisterin; und er sprach das Alles sehr fest aus, denn er war ein Mann und wollte doch nicht weinen, wenn schon es ihn gewaltig im Halse schnürte. Der Meister schüttelte ihm die Hand und klopfte ihm auf die Schulter.

»Halte Dich brav und laß von Dir hören!« sagte er. »Du hast hier Deine Schuldigkeit gethan. Schreib' bald einmal, und wegen der Eltern mache Dir keine Sorgen, wir werden nach ihnen sehen. Und nun mach', daß Du fortkommst!«

Frau Wernerin gab ihm auch die Hand, aber sie sagte nicht, daß er schreiben sollte, sie paßte auf Lisette auf, der plötzlich die dicken

Thränen aus den Augen rannen. Ehe [105] noch Hermann sich ihr nahen konnte, ging das Mädchen auf ihn zu und bot ihm Lebewohl. Sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen. »Adieu.« sagte sie, »nimm das Buch mit, wenn Du nicht da bist, mag ich nicht darin lesen. Nimm's mit! Adieu!«

Sie lief fort, Hermann wendete sich ab, seine Thränen zu verbergen; er wollte still sein, wollte nichts sagen, aber er konnte es nicht lassen, und obschon die Großeltern auf der Gallerie standen, rief er der Enteilenden zu: »Vergiß mich nicht!«

»Du mich auch nicht!« erwiderte sie, und er ging von dannen, trauriger und glücklicher, als er sich je gefühlt.

Der Meister blickte seine Frau an. »Was war denn das?« fragte er.

»Ja, was war das?« wiederholte seine Frau; »nun ist's zu spät zum Verwundern. Aber Ihr Männer, Ihr seht nichts mit Euren sehenden Augen. Seit Jahr und Tag hab' ich's Dir gesagt, schaff' den Hermann aus dem Hause, aber Du hast nicht hören und nicht glauben wollen —«

»Hättest Du Dich nur einmal vernünftig darüber ausgelassen, weshalb Du ihn forthaben wolltest, und daß es der Lisette wegen sei —«, meinte der Meister, der, seit er im Magistrate saß und alle seine Ehrenämter neben [106] seinem Geschäft zu verwalten hatte, sich im Uebrigen auf seine Frau verließ.

»Hätte ich es Dir gesagt«, versetzte die Meisterin, »Du wärest im Stande gewesen, Etwas daraus zu machen.«

»Wandern und die Welt sehen muß er natürlich«, sprach der Meister, der, seit er in die Jahre gekommen, nur immer gütiger und ruhiger geworden war. »Wandern muß er«, wiederholte er, als überlege er die Sache mit sich selbst, und er hatte sich dazu eigens auf der Bank in der Gallerie niedergesetzt.

Seine Frau schüttelte den Kopf, daß das fette Unterkinn ihr wackelte, und die beringten Hände über den Leib faltend, rief sie: »Da haben wir's! Aber laß Du solche Redensarten nur vor dem dummen Dinge, vor der Lisette hören, und dann paß auf, was

daraus werden wird.«

»Was kann daraus werden, als ein Paar?« fragte der Meister gelassen.

»Und das wäre Dir recht? Das wäre Dir ganz recht und schön?« rief die Meisterin, die immer eifriger wurde.

»Was sollte mir daran nicht recht sein?« meinte Herr Werner. »Er ist ein schöner, braver, kerngesunder Junge, er versteht seine Sache, wird sich mehr und mehr vervollkommnen, und wenn er Meister wird, und die Lisette ihn [107] nehmen mag, nun so hast Du ja, was Du willst, und wir können uns zur Ruhe setzen.«

Die Meisterin schlug die Hände zusammen und der Pantoffel flog ihr bei der ärgerlichen Bewegung von dem kranken Fuße ab, der ihr jetzt eben wieder geschwollen war, so daß der Schuh nicht fest saß. »Werner!« rief sie, »wenn ich Dich begreife! Nein! aber wenn ich das begreife! Also dazu sollen wir gearbeitet haben und gespart und uns geplagt, bis Du jetzt in die Sechsziger gekommen; darum bist Du Kirchenvorsteher geworden und Schützenkönig und sitzest im Magistrat mit all den reichen und angesehenen Leuten, und hast Deine schönen Grundstücke und das schöne Kapital und die gute Kundschaft, damit unser einziges Enkel hier stecken bleiben soll in der engen Gasse als Meistersfrau und ganz von vorn anfangen soll wie wir?«

»Warum denn nicht? Aber nur nicht heftig!« begütigte Herr Werner, »und immer hübsch bei der Wahrheit geblieben! Von vorne anzufangen braucht ja Niemand, der eine reiche Frau bekommt; und da Vorrede keine Nachrede macht, so schlage Dir Deine Grillen mit der vornehmen Heirath für die Lisette ein für allemal, aber auch ein für allemal aus dem Sinn. Wenn ich« — er sah sich nach allen Seiten um, ehe er weiter sprach — »wenn ich ein reicher Mann geworden bin, so will ich mein Ver[108]gnügen davon auf meine alten Tage haben, und es nicht einem Andern bereiten. Ich will das Kind meiner Tochter für mich haben und bei mir behalten, und Lisette und ich sollen in ihrem Manne einen Mann nach unserm Herzen haben. Sie soll keinen armseligen Beamten oder gar einen

verhungerten adeligen Lieutenant heirathen. Das ist gut für die Juden, die sich ihrer Arbeit und ihrer Herkunft schämen und sich am liebsten selber adeln lassen, als könnte der Bürger mit seinem ehrlichen Namen nicht eben so gut vor Gott und Menschen bestehen. Ich bin armer Leute Kind so gut wie Du —«

»Mein Gott! Werner, wer streitet Dir das denn ab!« unterbrach ihn die Frau, die nicht wünschte, daß der Meister sich zu sehr in diese Gedanken vertiefte, von denen er dann nur um so schwerer abzubringen war. »Wer streitet Dir das denn ab, daß Du Dich vor Niemandem zu biegen und zu bücken brauchst! Aber wenn man doch so weit vorwärts gekommen ist für sein eigen Theil, so will man doch auch weiter fort und höher hinauf.«

»Ah so!« rief Herr Werner, »nun versteh ich's! Höher hinauf! Das heißt bis hier oben hinauf in das erste Stockwerk, bis zu der Frau Stadtgerichtsräthin und ihrem Sohn aus erster Ehe, dem Junker mit dem blonden Schnurrbart, der nichts ist und nie was anderes werden wird, als eine Last für seinen Stiefvater und eine Plage [109] für seine Mutter. Also darum die große Freundschaft mit der Frau Stadtgerichtsräthin und darum all' das Gethue mit der Lisette!

Die Wernerin wollte ihm immer in die Rede fallen, er litt es aber nicht; denn wie er Herr über seine Leute war, so war er es auch über seine Frau. Sie merkte, daß es für sie jetzt das Gerathenste sei, zu schweigen, und obschon ihr das Herz voll war und die Worte ihr bis auf die Lippen gingen, ließ sie ihnen nicht den Lauf. Das Blut siedete ihr, es war ihr heiß, daß sie die Haube vom Kopfe nahm und nach Luft schnappen mußte, wie ein Fisch auf dem Trocknen; aber sie rückte sich fest in dem Winkel auf der Bank zurecht, wickelte ihre rothen Arme in die Schürze ein und blieb so in sich abgeschlossen sitzen, nur leise mit dem kranken Fuß auf und nieder tretend, als müßten ihr Aerger und ihre Bewegung sich doch an irgend einem Punkte ihren Ausdruck suchen.

Der Meister betrachtete sie eine ganze Weile. Er schien sein Vergnügen an ihrem unterdrückten Zorn zu haben, aber je mehr sie dies gewahrte und sich von ihm abwendete, um so gutmüthiger

wurden seine Mienen, bis er endlich ernst und doch freundlich zugleich, sich zu ihr wendend, ihr einen Schlag auf die Schulter gab.

»Christel,« sprach er, »gieb Dir keine Mühe, Du richtest damit, das könntest Du wohl wissen, bei mir nichts [110] aus. Ob's der Hermann ist oder sonst ein Anderer, soll mir gleich sein. Aber ich bin alt geworden als Berliner Bürger und Meister und als mein eigner Herr, und nur Einer, der wie ich ein ehrlicher Bürger und sein eigner Herr ist, soll die Lisette haben. Das merk' Dir und das bringe ihr auch bei Zeiten bei, wenn sie's ja vergessen sollte, obschon sie mir nicht danach aussieht.

Er ging fort, um nach seinen Leuten zu sehen. Lisette ließ sich nicht blicken, und weil auf diese Weise keine Menschenseele da war, an der die Meisterin ihren Aerger hätte auslassen können, so jagte sie den alten dicken Kater von dem Platze fort, auf welchem er sich behaglich sonnte, und nahm ihrem Papagei den Zucker aus dem Bauer. »Will so ein Thier alles nach seinem Gusto haben«, sagte sie, »will so ein Thier es besser haben als der Mensch!«

Sie trug ihn lieber mit seinem Bauer gleich in die Stube, und sie ging auch selber hinein, um zu sehen, ob nicht irgend etwas anders war, als sie's erwartete und wollte; denn daß heute Alles verkehrt gehen würde, das nahm sie zuversichtlich an.

Während dessen war Hermann schon längst zum Thore hinaus. Drei von seinen Kameraden waren mit ihm gegangen, und der Vater, der ebenfalls dabei war, schritt als der Munterste einher. Er hatte den langen blauen Rock angezogen und den runden Hut vor Vergnügen ganz [111] schief auf's Ohr gesetzt. Es war ihm lange nicht so wohl geworden, auszugehen, ohne seine Frau und seine Töchter, ohne den Korb mit dem Weißbrod und dem gemahlenen Kaffee. Er hatte sich auch die alte Feldflasche vorgesucht und sie über die Schulter gehängt, sobald er zum Thore hinaus war, denn in der Stadt würde es sich für ihn, der Meister und Bürger war, nicht gepaßt haben. Aber draußen ging ihm das Herz auf. Er faßte seinen Sohn unter dem Arm, er erzählte von seiner Wanderschaft, von dem

Feldzuge und von der Zeit, in welcher er in der Festung gesessen hatte, und er war es, der die lustigsten Wanderlieder sang, die muntersten Schnurren zum Besten gab. Er hatte sich's schon lange vorgenommen wieder einmal eine andere Stadt zu sehen, als das alte Berlin, und so wanderte er zu Fuße mit, bis sie nach Spandau kamen. Dort wollte er einen Bekannten besuchen, den er seit Jahren nicht gesprochen hatte, denn der Meister Schneider kam eben so wenig aus seiner Werkstatt heraus, als Meister Brückner, und in Spandau wollte er dann Etwas darauf gehen lassen und die zwei Meilen mit einem der Stellwagen zurückfahren, welche zwischen der Hauptstadt und der Festung Spandau gehen.

Hermann hatte aber nicht vor, in Spandau einzukehren, sondern wollte gleich weiter fortgehen bis Nauen, und als sie daher in die Gegend kamen, wo die Chaussee [112] abbiegt und links sich die weite, sandige Fläche nach den Pichelsbergen hinzieht, blieb Hermann plötzlich stehen. Er war den ganzen Nachmittag zu keiner rechten Lustigkeit gekommen, das hatten die Kameraden ihm angemerkt, wenn er sich auch lustig gestellt hatte. Nun wurden seine Mienen völlig ernsthaft. Er gab dem Vater die Hand und sagte: »Adieu, Vater! es muß doch einmal geschieden sein, und hier geht's nach der Stadt ab. Wenn Sie weiter mitkommen, verspäten Sie sich am Ende, kommen nicht mehr mit dem Wagen fort und zu Hause machen sie sich darüber Gedanken. Der Vater war betroffen. Er hatte in seinem Vergnügen an dem Wandern und an dem Singen mit den jungen Burschen, es ganz und gar vergessen, daß er nur auf den Beinen war, um seinem Sohn das Geleit in die Fremde zu geben, nun fiel ihm der Abschied schwer auf's Herz. Es zuckte in dem alten, runzligen Gesicht auf und nieder. Er wollte sprechen, um nicht zu weinen, aber was ihm zu sagen einfiel, hätte ihn erst recht zum Weinen gebracht, wenn er's ausgesprochen hätte, und es schickte sich doch nicht, daß ein gewanderter Mann, und vollends ein gedienter Soldat, der die Feldzüge mitgemacht hatte, zu weinen anfing, weil sein Sohn, ein großer, starker Mensch, der sich auf seine Beine und auf seine Fäuste verlassen konnte, endlich auch

einmal in die Welt ging.

[113] Und doch war und blieb's ihm weh und wunderlich um's Herz. Es ging ihm wie Tags zuvor, die Rührung kam über ihn. Er konnte sich's nicht verhehlen, der Sohn war ihm überlegen in diesem und jenem Punkte, und zumeist darin, daß er einen festeren Sinn und einen ernsteren Charakter hatte, wie das jetzt unter den jungen Leuten oftmals vorkam. Er dachte nicht an das Bierhaus, er machte sich keinen blauen Montag, er hatte auch mehr vor sich gebracht, als der Vater in jungen Jahren es gethan. Aber ein Vater muß doch immer Vater bleiben und sein Kind nicht über sich stellen, dachte er, und weil er gestern seinen Spaß mit ihm gehabt und sich an der alten Geschichte von der Wüstenwanderung erheitert hatte, so dachte er auch jetzt daran, was der Hermann einmal für ein dummer Junge gewesen sei, und wie er ihn so zum Besten gehabt und ihn einmal so schwer gekränkt und verspottet habe mit seiner Wanderschaft nach der Wüste. Mitten in seinem Herzeleid mußte er darüber noch heute lachen, und froh nur erst wieder lachen zu können, gab er dem Sohne einen tüchtigen Schlag auf den Rücken und rief: »Na, siehst Du, Hermann, da bist Du ja auch gerade davor; da hast Du gleich die blanke, baare Wüste mit dem knietiefen Sande! Nu, nur wacker drauf los und mach', daß Du durchkommst. Hinter Hamburg kommst Du gleich an's Meer. Ich bin auch einmal bis heran [114] gewesen, aber zu Schiffe gehen — Gott bewahre! dazu hätte mich kein Mensch gebracht. Ich muß festen Boden unter den Füßen haben, und auf dem Wasser reißt auch Keiner seine Stiefel ab, da ist für den Schuster nichts zu holen.« Er hatte damit seine volle gute Laune wieder gewonnen, Sohn und Vater umarmten einander herzlich, die Kameraden schüttelten dem Scheidenden die Hand, und als Hermann von ihnen ging und sich nach einigen Schritten noch einmal grüßend nach ihnen umwendete, da stand der Vater, seinen Hut lustig schwenkend, zwischen den drei jungen Leuten und war der Erste, der in der Freude an seines Sohnes rüstigem Schritt das Lied anstimmte, dessen muntere Klänge den Scheidenden noch eine

ganze Strecke begleiteten:

Welche Lust, aus enger Stadt
In die weite Welt hinaus marschiren!
Und zumal, wer nichts daheime hat,
Kann gewinnen viel und nichts verlieren.
Darum, Bruder mein,
Laß uns lustig sein!
Auf die Wanderschaft laßt uns marschiren,
Unser Glück, unser Glück,
Unser Glücke draußen zu probiren!

[115]

XI.

Nahezu zehn Jahre waren verflossen seit Hermann von Berlin geschieden. Er war viel herumgekommen in der Welt, hatte in Hamburg und in England gearbeitet, war dann wieder in Deutschland gewesen, um seiner Militärpflicht nachzukommen, und hatte die Eltern besucht und den Herrn Plattner wiedergesehen, ehe er nach Manchester zurückkehrte, wo er unter der Leitung seines alten Bekannten von seinem Handwerk abgegangen war und sich ganz auf die Mechanik und auf die Zusammensetzung von Agrikulturmaschinen verlegt hatte.

Herr Werner und die Seinen waren aber nicht zu Hause gewesen, als Hermann sich die acht Tage in Berlin aufgehalten. Sie waren, die Großeltern und die Enkeltochter, damals sammt und sonders nach Teplitz gereist, weil die Schmerzen in dem Bein der Wernerin seit Jahren Winters immer ärger wurden, und da Herr Werner schon lange nicht mehr selbst in seinem Geschäft arbeitete, sondern es, seit er vor das Thor in sein Landhaus hinaus gezogen war, von seinem Werkführer auf seine Rechnung betreiben ließ, so hatte er gedacht, er könne seine Frau so gut wie jeder Andere eine Badekur gebrauchen lassen und sich nebenher die Welt einmal besehen und Lisetten die Welt zeigen, damit sie doch auch wisse, wie es draußen aussehe. [116] Hermann hatte damals viel zu hören bekommen von dem prachtvollen Garten, den Herr Werner sich angelegt, von dem schönen Wagen mit den beiden starken Braunen, die er hielt, von der Wernerin, die ihre Hauskleidung nur noch des Morgens trug und am Tage in den feinsten wollenen und seidenen

Kleidern, in Hauben mit schweren weißen Bändern einherging. Aber man hatte es den Werner's auch nachgerühmt, daß sie ihre alten Nachbarn und Gevattern nicht vergessen hätten, daß sie gar nicht stolz geworden wären, und daß zu Weihnachten noch immer ein großer Gänsebraten und sonst auch dies und das für Brückner's abgeliefert würde.

Hermann hatte zu dem Allen geschwiegen und war nicht vergnügter dadurch geworden. Er war auch eines Morgens hinausgegangen vor das Thor und hatte sich das Landhaus angesehen, das gar nicht mehr wiederzuerkennen war, so viel hatte der Meister darauf verwendet; und war dann still nach Hause gegangen zu Herrn Plattner, bei dem er wohnte, und wenig Tage darauf war er wieder nach England abgereist. Kein Mensch hatte es von ihm erfahren, was ihm die ganze Zeit auf dem Herzen gelegen und wie schwer er mit sich gekämpft.

Er hatte etwas vor sich gebracht, er konnte, wenn er nur gesund blieb, auch darauf rechnen, einmal zur Selbstständigkeit, und wenn das Glück ihm beistand, auch zu [117] Vermögen zu kommen. Aber der Weg von der Besitzlosigkeit zum Wohlstand ist sehr mühevoll und weit. Er hatte ihn noch ganz und gar zurückzulegen, denn die Militärjahre hatten ihn aus aller seiner Arbeit und aus seinem Fortschritt herausgerissen, und Mutter und Schwester hatten ihm erzählt, wie schön die Lisette geworden sei und daß man sie bald mit diesem, bald mit jenem reichen jungen Manne verlobt nenne. Er konnte sich das Alles selber sagen und selber denken, es wunderte ihn nur, daß sie nicht schon verheirathet war, denn sie hatte mit vierzehn Jahren wie ein erwachsenes Frauenzimmer ausgesehen und nun mußte sie ihr achtzehntes Jahr beinahe vollendet haben.

Es blieb ihm all' die Tage sehr weh um's Herz und der Sinn war ihm verdüstert. Er führte das kleine Buch immer mit sich, das Lisette ihm einst beim Scheiden gegeben. Es war der erste Band von Schiller's Gedichten, in einer jener alten Nachdrucksausgaben, denen man vor Jahren noch häufig bei den Büchertrödlern begegnete. Bei einem Trödler hatte er es auch gekauft, als er noch

ein Lehrjunge und Lisette ein Kind gewesen war, und er hatte ihr oft daraus vorgelesen, wenn er in den Feierstunden auf dem Hofe saß und die Kleine sich aus Langeweile zu ihm fand. Später, als sie groß wurde und in die Schule ging, hatte sie die Gedichte von ihm geborgt, um sie aus[118]wendig zu lernen, und er hatte ihr die Lektionen überhört, weil der Großvater dazu die Zeit nicht hatte, und weil Hermann es besser verstand als die Großmutter, der das Lesen in fremden Büchern nicht so von Statten ging. So waren sie neben einander erwachsen, Hermann und Lisette, und in einander verwachsen, und die Schiller'schen Gedichte waren jedem von ihnen nach seinem Verständniß in das Leben und in das Herz hineingewachsen, und Hermann hatte, als er zuerst fortgegangen war, es wohl begriffen, daß sie dieselben nicht ohne ihn lesen mochte. Aber wie lange war das her, und wie viel konnte und mußte sich geändert haben seit jenen Tagen!

Es hatte ihn immer getröstet und ermuthigt, daß Lisette ihm nur das erste Bändchen mitgegeben und das andere für sich behalten; denn die beiden Bände mußten doch wieder einmal zusammenkommen, weil sie zu einander gehörten. Das abgegriffene Buch war ihm ein Talisman gewesen und ein Hoffnungszeichen, ein Pfand der Liebe und des Glücks — aber was half ihm das jetzt?

In dem schönen Hause, in welchem Lisette wohnte, hätte man ein solch' altes, schlechtes Buch wohl längst auf die Seite geworfen, und wie sehr es ihn auch drängte, ihr zu schreiben und ihr das Bändchen zu senden, das ihn bis dahin nicht verlassen hatte — er konnte es nicht über sich gewinnen. Bald fürchtete er, sie könne lachen, wenn [119] sie das Buch erblicke, bald dachte er, es sei noch Hoffnung für ihn da, so lange es in seinen Händen bleibe — und hoffen muß der Mensch, wenn er die rechte Kraft zum Handeln haben soll.

Mit weit schwererem Herzen, als er einst von Berlin gegangen war, verließ er es nach seiner ersten Heimkehr, und nur ein paar Mal in jedem Jahre hörten die Eltern von ihm, wenn er ihnen zum Weihnachtsfeste Etwas schickte, oder an den Herrn Plattner schrieb.

Es kamen auch wenig gute Nachrichten von Berlin zu ihm nach England. Die Eltern wurden älter und älter, die Arbeitskraft nahm ab, die Kraft zum heiteren Entbehren ebenfalls. Die Kinder, die freilich alle ihr Brod erwerben konnten, halfen nach und halfen aus, indeß es saß von ihnen Allen Keiner noch im Vollen, und auf den Aeltesten richteten die Augen und die Hoffnungen sich darum doch zumeist. Herr Plattner, der noch älter als der Meister Brückner war, konnte bei Licht auch nicht mehr so viel schreiben, er klagte aber niemals, und von dem Wernerschen Hause erfuhr Hermann fast nichts.

Nur einmal, bald nachdem er in Berlin gewesen war, schrieb ihm seine Schwester, daß sie Lisetten auf der Straße getroffen habe und diese sie nach ihrem Ergehen und nach Hermann gefragt habe. Auf die Erzählung, daß er zu Hause gewesen, sei Lisette böse geworden. Sie hatte sich [120] aber doch erkundigt, wie er ausgesehen habe und wo er hingegangen und was er vorgehabt, und hatte zuletzt gemeint, die Schwester möge ihm schreiben: Feder und Tinte wären dazu erfunden, daß man Nachricht von sich gebe, und es sei nicht hübsch von ihrem Bruder, daß er nicht gewartet habe, bis sein alter Meister wieder nach Hause gekommen sei.

Darauf hatte Hermann einmal von Manchester aus an den Herrn Werner einen Brief gerichtet, aber der Brief war nicht beantwortet worden, und nur das hörte der junge Mann, daß Lisette seinen Schwestern je nach ihrem Können Arbeit gab, und einmal schrieb ihm der Herr Kandidat, daß Fräulein Werner ihn habe kommen lassen, um von ihm Unterricht im Englischen zu nehmen, was sehr zu verwundern sei, da es ja in Berlin so viel junge Lehrer und so viel Engländer gebe, und er niemals vom Sprachunterrichte in Deutschland zu seinem Erwerbe Gebrauch gemacht habe.

Mehr aber hatte Hermann nicht nöthig gehabt, um auf's Neue zu Lisetten, wie zu seinem Stern hinzusehen, und er hatte gelernt und gearbeitet an jedem Tage, und gehofft in jeder Stunde, und auf den rechten Augenblick und die rechte Gelegenheit gewartet, und sie hatte sich dargethan und er hatte sie benutzt.

Es war im Frühjahr von achtzehnhundertzweiundfünfzig, [121] als Herr Werner wieder einmal seinen Geburtstag feierte. Er war trotz seiner Jahre noch ein aufrechter Mann, der keine Abnahme seiner Kräfte spürte und sein hohes Alter gar nicht als etwas Besonderes ansah, denn sein Vater hatte es bis in die Neunzig gebracht und hatte es doch lange nicht so gut gehabt, als er. Seit er vor dem Thore wohnte, machte er jeden Morgen noch seinen stundenlangen Spaziergang, und weil er sein Herz, je älter er geworden war, nur mehr und mehr an sein Enkelkind gehängt, so hatte Lisette sich gewöhnt, stets um ihn zu sein und ihn auch zu begleiten, wenn er in der Frühe ausging. Sie hatten dann ihr bestes Gespräch mit einander und wußten von einander Manches, was den Andern verborgen blieb.

Früh am ersten Mai also schien die Sonne so hell und so warm, als wollte sie dem alten Herrn zu seinem Geburtstage ganz besonders etwas zu gut thun und ihm für das Jahr die warmen Tage versprechen, die des Alters Freude sind. Die Kastanien standen schon in ihrer vollen Blüthenpracht, die gelben Blüthendolden hingen von den Büschen hernieder und schon drängte sich die ganze Fülle der Baumblüthe schimmernd hervor, daß man die reichste Fruchternte erwarten konnte, wenn das Jahr hielt, was der Frühling versprach. Der alte Herr war heiter und guter Dinge. Er hatte schon seine Mütze mit [122] dem großen Schirm aufgesetzt, den Krückstock in die Hand genommen, und sein weißer Pudel paßte auf den Augenblick zum Fortgehen, als Lisette im grauen Morgenrock, den Strohhut in der Hand, herunter kam, dem Greise Glück zu wünschen und ihn abzuholen.

Sie war schön und stattlich geworden. Ihr blondes Haar hatte einen bräunlichen Schimmer bekommen, die klaren, hellen Augen einen ernsten und festen Blick, und da sie groß und stark war, sah sie recht wie ein Frauenzimmer aus, dem ein tüchtiger Mann seine Zukunft anzuvertrauen wünschen mußte. Sie hatte die Kraft der handarbeitenden Stände in sich bewahrt, aber eine bessere körperliche Pflege und eine größere geistige Cultur hatten dieser

Kraft das Schwerfällige und Plumpe genommen, und der Großvater, der immer seine Freude daran hatte, daß Lisette handfest sei, sah es im Stillen doch mit Vergnügen, wie sie fein und vornehm in ihrem einfachen Anzuge aussah, als sie die Treppe aus der Gartenstube herunterstieg.

»Großvater!« sagte sie, »das ist gegen die Abrede! Am Geburtstage könntest Du wirklich ein Bischen länger schlafen, damit man Dir doch vor Deinem Bette gratuliren könnte. Ich war um halb sechs Uhr munter, und nun bist Du doch noch vor mir da. Ich war in Deiner Stube, Dich zu suchen. Sie küßte ihn, und fügte, indem [123] sie ihn umarmte, mit großer Herzlichkeit hinzu: »Bleib' Du mir nur leben, Großvater! Du mußt mir ja den Vater ersetzen und hast es ja auch so unaussprechlich treu gethan.« Er schüttelte ihr dankend die Hand und küßte dann ihr frisches Gesicht. »Schön Dank!« entgegnete er, »ich denke, eine Weile soll's noch vorhalten. Mir wär's auch ganz recht; wenn man sich's so bequem zurecht gemacht hat für die alten Tage, will man's auch genießen. Es war mir nicht an der Wiege vorgesungen, daß ich's einmal so gut haben würde. Er öffnete mit diesen Worten die Gartenthüre, an der Seite, wo der Garten in das Wiesenland hinausging, und wo seine Lieblinge, ein paar schöne, rothbraune Kühe, tief in dem mit Butterblumen übersäeten, von Thau glänzenden Grase standen und sich achtsam mit den großen sanften Augen nach den Herankommenden umsahen, während der Pudel fröhlich hin und wider lief, und bald an dem alten Herrn, bald an dem schönen Mädchen liebkosend emporsprang. Der Greis ging an die Kühe heran, klopfte sie freundlich auf die breiten Köpfe und pflückte ein paar Hände voll Gras, das er unter die beiden Thiere vertheilte. »Die gehen mir nun über alle Blumen und über all' den Kram, mit dem Ihr Euch zu schaffen macht«, meinte er. »Ich muß durchaus etwas Lebendiges um mich haben. In der [124] Stadt, in dem engen Hofe, waren es der Storch, den Du ja noch gekannt hast, und der Rabe und der Papagei, die wir mit hinausgenommen haben, und wenn ich nebenan im Garten und im Hofe die ganze Schaar von Kindern

sich tummeln sehe, so geht's mir wie der Großmutter, es thut mir leid, daß es bei uns so leer ist.«

Er sah dabei zufällig die Lisette an und gewahrte, wie ihre Miene sich verdüsterte. »Großvater!« bat sie abwehrend.

»Ja, so!« rief er, »Du denkst, ich komme auf die Sprünge unserer Alten, da sei unbesorgt. Du sollst thun und lassen, was Du willst, das weißt Du. Willst Du heirathen, ist's mir recht, wenn's der Mann darnach ist; willst Du ledig bleiben, ist's mir auch recht, so habe ich Dich um so länger für mich allein, und was sie von dem frühen Heirathen Gutes sagen, das sind Narrenspossen. Was Dir in der Ehe beschieden ist, das kannst Du mit dreißig Jahren so gut genießen, wie mit zwanzig. Nur Eins ist mir nicht recht.«

»Und was ist das?« fragte Lisette.

Der Greis antwortete nicht gleich. An der Umzäunung des Wiesengrundstücks war eine Latte an einer Seite losgerissen, sie hing schief von dem Pfahl hernieder. Er hob sie empor und Lisette half sie ihm halten, während er den Versuch machte, die langen Nagel, welche noch darin steckten, [125] in dem nächsten Pfahl vorläufig wieder einzupassen, bis er Jemand schicken konnte, sie gehörig zu befestigen.

»Da ist das verdammte Gesindel von drüben schon wieder dabei gewesen!« rief er ärgerlich aus. »Im Winter läßt man sich's gefallen; Noth kennt kein Gebot. Aber jetzt im Sommertag, wo Jeder Arbeit findet, der nur arbeiten will, da soll sie der Teufel holen, wenn ich sie attrapire. Der Karl muß nachher gleich hinaus!« Er sah noch einmal nach den nächsten Latten hin, ob da etwa auch schon die Nägel losgemacht wären, und sprach dann, als habe er inzwischen nichts Anderes vorgehabt: »Was mir nicht recht ist an Dir, das ist, daß Du Dir die Einbildungen mit dem Brückner nicht aus dem Sinne schlägst.

Lisette wurde roth und die Adern auf ihrer starken, weißen Stirn schwollen leise an. »Großvater,« sagte sie, »willst Du auch anfangen, mir das vorzuhalten? Ist's nicht genug, daß ich's schon ohnehin immer hören muß? Da ist aber gar nichts zu machen, Ihr

glaubt nicht, daß er wiederkommen wird —«

»Wiederkommen,« meinte der alte Herr, »wer zweifelt denn daran, daß er einmal wiederkommen wird; aber das hat ja gar nichts mit Dir zu thun.«

»Er wird wiederkommen, um meinetwillen«, sagte Lisette fest.

[126] »Warum nicht?« entgegnete der Greis, »ein Mädchen wie Du, und des alten Werner's Enkelkind, ist schon ne Reise werth.«

Lisette wurde ärgerlich. »Das hat Dir nun Alles die Großmutter wieder vorgeredet«, rief sie. »Und doch weiß sie so gut wie Du, lieber Großvater, daß der Hermann mich nicht vergessen hat, daß er hier gewesen ist, damals als wir in Teplitz waren, daß er sich nur aus Bescheidenheit und weil er Ehre im Leibe hat, nicht hervor gewagt hat. Nachher hat er ja auch geschrieben und hat nicht wieder schreiben können, weil Ihr ihm nicht geantwortet habt. Und Ihr wißt auch, denn ich habe ja die Briefe an seine Eltern und an den Kandidaten selbst gelesen, daß er vorwärts kommt und daß es ihm gut geht, daß er unverheirathet ist und sich immer nach uns erkundigt —«

»Nach mir?« fiel der Greis ihr in die Rede, der an dem Eifer des schönen Mädchens seine Freude hatte und es nicht wohl lassen konnte, einen Spaß zu machen, wenn die Gelegenheit sich dazu bot.

Lisette lachte. Sie nahm des Greises Hand, und wie sie so neben ihm her ging, sagte sie: »Es ist eigentlich kein Mensch daran Schuld, als Du! Hättest Du mir's nicht angewöhnt, daß ich immer meinen Willen haben muß, so würde ich nicht darauf bestehen. Was ich will, [127] das will ich nun aber einmal, und Recht behalten werde ich gewiß!« Sie warf dabei die Lippen trotzig auf, und der Greis hätte gern zürnen mögen, hätte er das Mädchen nur nicht so lieb gehabt.

»Es hat sich schon Mancher verrechnet«, meinte er endlich, »denk an das alte Sprüchwort: hoffen und harren macht Manchen zum Narren; und eine Sünde und Schande wäre es doch wahrhaftig, wenn ein Mädchen, das wie mein Enkel in der Welt dasteht, und nur das Aussuchen hat, zur alten Jungfer werden sollte, weil sie sich

den Sohn vom Brückner, von dem lumpigen Flickschuster —«

»Großvater! sag das nicht! Armuth schändet nicht. Du bist auch armer Leute Kind.«

»Armer Leute Kind hin, armer Leute Kind her!« rief der Alte, der plötzlich den Gleichmuth verlor, »ich hab's durch mich selber zu Etwas gebracht. Ich bin ein Mann bei der Stadt geworden, und wenn der alte Brückner auch sonst ein ordentlicher Mensch ist und ich nichts wider ihn haben will, — Gott bewahre, nichts, gar nichts! so ist's doch Unsinn, daß Du Dir den Hermann nicht aus dem Sinn schlägst. Und die Großmutter hat Recht! Ich hätte den Kandidaten gar nicht über die Schwelle kommen lassen sollen, denn der bestärkt Dich nur, und wir werdens ja erleben —«

[128] »Wette mit mir!« fiel Lisette ihm in die Rede.

»Unsinn!« brummte der Greis.

»Wette mit mir!« wiederholte sie dringender.

»Du hast nichts zu verwetten«, meinte er, und seine gute Laune begann wiederzukehren.

»Ich habe mich selber zu verwetten«, sagte sie ganz ernsthaft. »Ich bin vorige Woche dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Wenn bis heute über's Jahr Hermann nicht zurückgekommen und nicht so zurückgekommen ist, daß Du selbst sagst, ich solle ihn zum Manne nehmen, so heirathe ich Denjenigen, den Du und ich mir dann hier aussuchen werden. Aber ich heirathe ganz bestimmt.«

Der Greis war überrascht. »Was weißt Du von dem Brückner?« fragte er.

»Nichts weiter«, versetzte sie, »nichts weiter, als was Ihr auch wißt und was der Kandidat erzählt hat.«

»Und darauf willst Du wetten?«

Lisette sah den Großvater an, lächelte, wurde dann wieder ernsthaft und sagte: »Ich kenne ihn — ich gewinne die Wette, verlaß Dich drauf! Er hat von klein an im Kleinsten wie im Größten Wort gehalten.«

»Soll mir lieb sein«, versetzte der Greis, und er selber war es dann, der von andern Dingen zu sprechen anhob.

XII.

Am Tage vorher war der Meister Brückner nahe daran gewesen, wieder einmal auf seinen Berg zu steigen, obschon jetzt keine Kinder mehr da waren, die ihn störten, und obschon die Frau ihm heute keine Plage machte mit ihren Sorgen und Kümmernissen. Denn die Sorgen und Kümmernisse waren seit anderthalb Jahren ganz und gar vorüber, seit Hermann alle Vierteljahr ein Bestimmtes schicken konnte, das völlig genug war, die Eltern über Wasser zu erhalten. Die Brüder und die Schwestern hatten nicht mehr nöthig beizusteuern, Hermann schaffte das Nöthige allein, und Hülfe nimmt sich immer leichter von Einem als von Vielen an, selbst wenn es zwischen Kindern und Eltern ist, daß sie geleistet und geboten werden muß.

Die Mutter war ganz schwindlig vor Freude. Der Herr Kandidat war da gewesen und hatte es selbst mit seiner Brille vorgelesen, daß der Hermann in der nächsten Woche kommen würde, und so konnte und durfte es doch bei ihr nicht aussehen, wenn der Sohn nach Hause wiederkehrte! Er mußte doch merken, daß sie anzuwenden und zusammenzuhalten wußte, was er ihnen von dem Seinigen mittheilte, er mußte doch merken, daß sie noch die Alte war und nichts umkommen und nichts verkommen ließ.

[130] Sie lief, so wie sie stand und ging, zur Tochter hin, die nebenan an einen Böttcher verheirathet war, ihr die Neuigkeit zu erzählen und ihr zu sagen, daß sie bereits die Gardinen von den Fenstern und vom Bette losgesteckt und die Stuhlbezüge abgenommen und durchgewaschen habe, und daß sie anfangen

werde, Alles rein zu machen, und daß sie Heringe in Essig legen werde, damit sie doch Etwas im Hause habe, was er gern esse, wenn Hermann wieder da sei. Sie wollte ein Bett für ihn geborgt haben, sie wollte — sie wußte selber nicht, was sie Alles wollte, und endlich ging sie Kaffee holen, um ihn für ihren Alten zu kochen, weil sie über all' dem Thun und Wollen die Zeit verpaßt hatte, den Mittag zu besorgen.

Meister Brückner hielt sich ruhiger. Er arbeitete seine Naht fort und ließ sich nichts merken vor der Frau. Nur der Lehrjunge sah, daß er nicht so gleichmäßig handthierte als sonst, und dann und wann hörte er, daß der Meister ein Stück von einer Melodie vor sich hinbrummte. Nachmittags, als die Mutter die Gardinen schon zum Trocknen auf den Boden gebracht und die Fenster zum Putzen ausgehoben hatte, so daß man vor Ordnungschaffen, wie der Meister es nannte, seines Lebens nicht mehr sicher in der Stube war, klopfte es mit einem Male an die Thüre und der Meister sagte ärgerlich: »Nun braucht der Teufel nur gerade einen Kunden herzuführen, so denkt er, der [131] Wirth will uns zum Hause hinausschmeißen, solche Zucht ist's hier bei uns!«

Aergerlich rief er: »Herein!« und die Meisterin ließ eben noch in Eile ihren Rock, den sie hoch aufgeschürzt, über die Unterröcke herniederfallen, als die Thüre sich öffnete, und ein Mann auf die Schwelle trat, der so groß war, daß er sich bücken mußte, um nicht anzustoßen. Seine Farbe war dunkel, wie die eines Menschen, der lange in heißen Ländern gelebt hat. Ein starker Bart umgab sein ganzes Gesicht, und er trug und hielt sich, das hätte ein aufmerksamer Beobachter bei dem ersten Blick erkennen mögen, wie Jemand, der in sich selbst beruht und seiner so gewiß ist, daß er nicht mehr in jedem Augenblicke an sich selbst zu denken braucht, um das Wohlanständige zu thun.

Die Mutter schrie auf vor Freude und schlug ein Mal um's andere die Hände zusammen; der Meister ließ auch das Werkzeug fallen, aber weil er sich nicht gleich fassen konnte und sich's nicht merken lassen wollte, wie die ansehnliche Erscheinung des Sohnes

ihn in Verwunderung setzte und ihm Respekt einflößte, wandte er sich an die Mutter und sagte ärgerlich: »Da hast Du nun die Bescheerung! Nun ist er da, und nicht ein Platz, auf dem ein Christenmensch sich niederlassen kann! Das ist nun [132] der Willkomm für Einen, der Jahr und Tag von Hause weg gewesen ist!

Er hatte sich während dessen an den Anblick des Sohnes gewöhnt, stand auf, schüttelte ihm die Hand und rief: »Willkommen zu Hause, und kümmere Dich nicht darum, Du weißt ja, wenn sie nicht Alles unter Wasser setzen kann, ist ihr nicht wohl. Und nachher geht das Lamento über das Kopfreißen los.«

»Lassen Sie's doch, Vater!« begütigte Hermann, der die Eltern beide umarmte. »Ich bin froh, daß ich Sie Beide munter finde — munterer als ich gehofft — und dar Bischen Luft hier oben ist ja bei dem Wetter eine Wohlthat.«

Er setzte sich absichtlich auf den alten ausgesessenen Polsterstuhl, der seit einem Menschenalter nicht erneut worden war und noch immer, wie in den Tagen von Hermann's Kindheit, für ein Muster von Bequemlichkeit galt. Er wollte es zeigen, wie bequem er's habe, und er hatte es auch schnell dahin gebracht, daß man über sein Fragen und Erzählen völlig vergaß, wie fremd er in dieser Umgebung erschien, und wie lange er sich nicht in ihr bewegt hatte. Die Schwester mit ihrem Manne, den Hermann noch gar nicht kannte, und mit dem Kinde, von dessen Geburt er noch gar nicht gehört, wurden herbeigeholt. Die Mutter, so wenig sie es satt werden konnte, den vor[133]nehmen Mann anzustaunen, der ihr Sohn war, und seine Uhrkette und seine feine Wäsche und seinen schönen Reiseanzug zu bewundern, lief doch inzwischen davon, um unter einem Vorwande die Nachbarin an ihre Thüre zu locken und sie den Sohn aus der Ferne anstaunen zu lassen; und die Eltern waren noch ganz verduzt über des Sohnes Anerbieten, sie von jetzt ab noch einmal so reichlich als bisher zu unterstützen, damit der Vater nicht mehr zu arbeiten brauchte, wenn er es nicht wollte, als Hermann's Erklärung, daß er nun fortgehen müsse, plötzlich der ganzen Freude ein Ende zu machen schien.

»Du willst fort?« rief die Mutter, »wo willst Du denn hin?« Er sagte, es dränge ihn, Herrn Plattner wieder zu sehen, und er müsse dann in seinem Gasthofe vorsprechen.

»In Deinem Gasthofe?« fragte die Mutter wieder. »Ja, ich bekomme ja aber ein Bett für Dich geborgt, und ich schlage es gleich auf, sowie es kommt.«

Er dankte ihr, aber er erklärte, er wolle ihr keine Mühe machen und werde in dem Gasthofe bleiben, in dem er abgestiegen sei. Sie wollten wissen, wo das wäre? Er nannte den besten Gasthof der Königsstadt, in dem er sich einquartiert, um in der Nähe der Seinigen zu sein.

»Da hast Du seiner Zeit manch Paar Stiefel hingetragen,« bemerkte der Vater. [134] »Der alte Portier hat mich auch noch gekannt,« versetzte heiter der Sohn. Die Mutter schwieg. Es machte ihr einen feierlichen und großen Eindruck, daß der Sohn in jenem Gasthofe wohnte, und doch that es ihr leid, daß er nicht mehr derselbe war, der unter ihrem Dache geschlafen, als er nach seiner Militärzeit zum letzten Male in Berlin gewesen war.

Als er schon unter der Thüre stand, rief der Vater: »Na! und wie sieht’s denn in der Wüste aus?«

Der Sohn lachte: »Etwas anders, lieber Vater, wie vor dem Halle’schen und vor dem Spandauer Thor.«

»Und Du bist also wirklich darin gewesen?«

»Eine gute Strecke, Vater.

»Seh’ ein Mensch!« sprach der Alte und schüttelte mit Bewunderung den Kopf, und dann erzählte er dem Schwiegersohn, der das schon oft gehört, wie er seinen Spaß mit dem Hermann gehabt, und wie er ihn begleitet habe, als er ausgewandert sei, und wie kein Mensch es wissen könne, was in einem solchen Jungen stecke.

Sie waren in Meister Brückner’s Wohnung noch Alle in der größten Aufregung, als Hermann bereits die Stiegen zu der Wohnung seines alten Freundes und Beschützers hinanstieg.

Herr Plattner lebte noch immer in dem Stübchen, in welchem er

gewohnt, als Hermann ein Kind gewesen. [135] Es waren noch immer die kahlen grauen Wände, noch immer hingen das Bild des Schlosses und das Portrait der Fürstin über dem Schreibtisch von weißem Holz, aber der kleine Raum hatte den Anstrich der Armuth verloren und ein freundlicheres Ansehen bekommen. Es war unverkennbar, daß sich Jemand um denselben bekümmerte, der Freude daran hatte, ihn wohnlicher zu machen. Es lag eine dicke Decke unter dem Tische, die Füße des Schreibenden warm zu halten, er hatte auch einen Stuhl mit einer Lehne, an welcher zum Ueberflusse noch oben eine Schlummerrolle befestigt war, den Kopf des Ruhenden zu stützen. An der entgegengesetzten Wand, nicht weit von seinem Bette, standen auf einem andern Tische eine Schiebelampe und ein einfaches Theegeräth, und der große, wohlgenährte Kater, der sich auf dem Fensterbrette behaglich in der untergehenden Sonne dehnte, verrieth unwiderleglich, daß Herr Plattner jetzt die Mittel besitzen mußte, einen solchen Hausgenossen wohl zu unterhalten.

Herr Plattner hörte eben auf zu schreiben. Er hatte die Brile, die er schon seit Jahren tragen mußte, von der Nae genommen, und war dabei, noch Ordnung in seinen Papieren und Schreibereien zu machen, als es an seine Türe pochte und im nächsten Augenblicke Hermann sich in seine Arme warf.

[136] Der Greis war überrascht, aber Gutes begreift sich schnell. »Mein Freund! mein Lehrer!« rief Hermann aus, »so sehe ich Sie endlich wieder!«

Herr Plattner machte sich von ihm los, blieb in geringer Entfernung von ihm stehen, setzte die Brille auf und betrachtete ihn mit liebevollem Schweigen. »Gott lob!« sprach er dann, indem er die Hände faltete und wie im Dankgebet erhob, »Gott lob, Du bringst Dein altes klares Auge, Du bringst die reine Stirn wieder.« — Die Wimpern mußten ihm feucht geworden sein, denn er fuhr mit der Hand leise darüber, und sagte dann: »Sei mir willkommen, mein Sohn! Aber woher bist Du schon heute hier? Ich erwartete Dich nach Deinem Briefe erst in drei bis vier Tagen.«

Hermann's Gesicht überstrahlte eine schöne Lebendigkeit. »Es litt mich nicht zu rasten,« sagte er, »seit ich in Triest den Fuß auf's Land gesetzt, seit ich mich wieder in Europa und vollends in Deutschland wußte. Ich dachte, Alles, was ich thun und sehen wolle, könne ich auch später thun und sehen. Und das Glück hat seinen Aberglauben, ich wollte nicht versäumen, so bald als möglich hier zu sein, denn —« er sprach nicht zu Ende, was er hatte sagen wollen, sondern legte seine beiden Arme dem Kandidaten auf die Schultern und rief: »Welch' ein Glück ist's, daß ich die Eltern, daß ich Sie so wiederfinde, daß ich Ihnen [137] danken kann für Alles, was Sie mir gethan, für Alles, was ich durch Sie geworden bin!«

Der Kandidat erwiderte nichts. Er hatte sich niedergesetzt, als müsse er sich erholen, als wandle ihm eine Schwäche an. Hermann trat besorgt zu ihm. »Sind Sie unwohl? Habe ich Sie erschreckt?« rief er aus.

Herr Plattner schüttelte verneinend das Haupt. »Ich freue mich so sehr,« sagte er endlich, »und ich hatte nicht geglaubt, daß ich es vermöchte.« Er weinte, daß er es nicht verbergen konnte. Der große, schöne Mann hatte sich neben ihn hingekniet und hielt ihn so umschlungen. Als der Greis sich beruhigt hatte, sagte er: »Steh auf! steh auf, mein Sohn! Ich gehöre nicht zu denen, vor welchen man knieen soll. Und nun ist's genug von mir, Du bist nicht meinetwegen heimgekehrt; laß uns von Dir reden und von dem, was Dir am meisten am Herzen liegt.«

»Nein«, unterbrach ihn Jener, »einen Augenblick noch. Ich habe eine Botschaft an Sie, und diese war es, die mich nicht ruhen und nicht rasten ließ, bis ich sie in Ihren Händen wußte.«

Er zog seine Brieftasche heraus, suchte unter verschiedenen Papieren, und reichte endlich dem Kandidaten ein versiegeltes Schreiben hin. Herr Plattner nahm es, betrachtete das Siegel und seine Hände zitterten, da er es erblickte.

[138] »Was soll mir das? Woher hast Du das Blatt« rief er, während seine Wangen sich entfärbten und seine Lippen bebten.

»Lesen Sie! lesen Sie! Ich bringe Ihnen Gutes!« betheuerte der Andere.

Der Kandidat gehorchte. Der Brief lautete: »Es ist eine wundersame Gewalt thätig und herrschend in der Welt, mag man sie Gott oder Schicksal nennen, und mag man die Leitung der irdischen Dinge, wie Sie es thun, einer allweisen Vorsehung oder einer innern Nothwendigkeit zuschreiben, so sind die Wege des Lebens dazu angethan, uns in Verwunderung zu setzen.

Ein gelegentlicher Besuch in der Maschinenfabrik, welche das Gouvernement in Kairo eingerichtet hat, machte mich mit Herrn Brückner bekannt. Von ihm hörte ich, seit den Tagen meiner ersten Jugend zum ersten Male wieder Ihren Namen nennen, erfuhr ich von Ihrem Leben und von Ihrem Lebenslauf.

Es ist viel Zeit vergangen seit der Stunde, die uns trennte. Ihr Schüler Alexander ist seit vielen Jahren ein Mann geworden, und Manches, das er gefördert und geleistet, ist aus dem Samen erwachsen, den Sie einst in seine junge Seele streuten. Fürst Michael ist seit fünfzehn Jahren todt. Die Papiere und Briefschaften meiner Mutter haben mich dahin gebracht, ihren frühen Hingang [139] nicht mehr als ein Unglück für sie zu betrachten. Ihr Leben an meines Vaters Seite war kein Glück für sie; sie selber nannte die Liebe, welche Sie ihr geweiht, den Segen und die Verklärung ihres Daseins.

»Daß ich, daß Vera's Sohn Ihnen dieses sagt, soll Ihnen dazu helfen, freier in die Vergangenheit zurück zu denken und muthiger in die Zukunft zu sehen, wenn eine solche dem kurzlebigen Menschen über seinen Tod hinaus vergönnt ist. Einsicht bringt ja den Menschen zum Vergeben und Verzeihen. Der Allwissende, an den Sie glauben, muß also auch nothwendig ein Allerbarmer sein!«

Das Blatt war Fürst Alexander D … gezeichnet.

Der Greis las es und las es wieder, er hielt es fest in seinen Händen, und ein Strom heißer Thränen entstürzte seinen Augen, als er mit dem Ausruf: »Erlösung! Erlösung!« in seinen Sessel niedersank und betend eine Weile in sich versunken blieb.

XIII.

Die Fenster des Zimmers waren geöffnet, aber es war still auf der sonst so lebhaften Königsstraße, und auch auf den Fluren und Treppen des Corridors ließ sich kein Laut vernehmen. Es war tief in der Nacht.

[140] Hermann hatte die Seinen am Abend in seinem Zimmer bewirthet, und dann noch lange mit dem Kandidaten beisammen gesessen und viel erkundet und Alles berathen. Als der Greis ihn verließ, hatte er sich zum Schreiben niedergesetzt. Nun war sein Brief beendet. Er setzte die Aufschrift darauf, aber ehe er ihn siegelte und in das kleine Packet band, das ihn begleiten sollte, las er ihn noch einmal durch. Er lautete:

»Seit heute Morgen bin ich in Berlin, seit zwei Stunden, seit meine alten Eltern mich verlassen haben, waren meine Gedanken ausschließlich bei Ihnen! — Wann waren sie das nicht in all' den Jahren, die zwischen heute und jenem Tage liegen, an welchem Sie dem armen fortwandernden Gesellen das Buch zum Angedenken gaben, das ich in diesem Augenblick nicht ohne Rührung ansehen kann, und das ich in Ihre Hände zurückgebe. Als ein Pfand der Neigung hat es mich begleitet auf allen meinen Wegen; als ein Pfand der Liebe und einer unverbrüchlich bewahrten Treue bringe ich es Ihnen wieder. Lisette, hat meine Liebe, hat meine Treue Werth für Sie? und haben Sie mich nicht vergessen?

Als ich von Manchester aus Ihrem Großvater schrieb, erhielt ich keine Antwort. Es that mir wehe, aber ich mußte ihm Recht geben, wenn ich mich in seine Stelle dachte. Er konnte das Schicksal seiner

Enkelin nicht an [141] ungewisse Hoffnungen sich ketten lassen. Es mußte ihm und Ihnen nach allen Seiten freie Hand verbleiben, und es mochte ihm auch anmaßend erscheinen, daß ich Wünsche und Hoffnungen durchblicken ließ, wo ich nichts zu bieten hatte. Ihnen gegenüber, theure Lisette, mag meine Liebe mich entschuldigen, bei Ihrem Großvater muß meine jetzige günstige Lage zum Fürsprecher für die Vergangenheit und Zukunft werden.

»ch hatte in Manchester mich in der Fabrik meines Freundes gut eingearbeitet, als ein Agent der egyptischen Regierung in die englischen Fabrikdistrikte kam, um dort für sein Gouvernement Ankäufe von Maschinen zu machen, und Sachverständige für ihre Aufstellung und für die erste Leitung der in Alexandrien und Kairo zu errichtenden Fabriken zu gewinnen. Die Anerbietungen, welche man machte, waren vortheilhaft. Die Lust, welche ich von Kindheit an gehegt, die Welt zu sehen und die heißen Klimate kennen zu lernen, fiel mit in die Waage; ich verpflichtete mich für zwei Jahre, mit der Bedingung, wenn ich in meiner Stellung zu verbleiben wünsche, sie dann auf zehn Jahre mit einer ansehnlichen Gehaltserhöhung behalten zu können. Diese zwei Jahre sind nahezu verflossen. Ich habe einen Urlaub gefordert, um mein Vaterland, um meine Heimath, um Sie, Lisette, wieder zu sehen [142] und die Entscheidung über meine Zukunft in Ihre Hand zu legen.

»Ich bin gern in Egypten, und ich bin in der Lage, Ihnen und der Familie, die ich zu gründen wünsche, ein reichliches Auskommen und einen geachteten Namen zu bieten. Aber wollen Sie die Meine werden und wollen Sie Europa nicht verlassen, so sind mir von dem Fürsten Alexander D …, dessen Lehrer unser alter, verehrter Freund, der Kandidat Plattner einst gewesen ist, ebenfalls günstige Anerbietungen zur Begründung einer Schienenund Glocken-Fabrik auf seinen Gütern im europäischen Rußland gemacht, und wollen endlich Ihre Großeltern nicht darin willigen, Sie mir zu geben, wenn ich Sie ihnen entziehe, nun — so müssen Sie mit mir warten, liebe Lisette! und es werden sich auch hier in Berlin eine Thätigkeit und ein Erwerb für mich finden lassen, denn ich verstehe mein Fach

und habe Muth und Kraft.

Es fragt sich nur, Lisette, ob Sie wollen? — Wie es kam, daß mein ganzes Herz Ihnen gehörte, seit ich zu denken weiß, das brauche ich nicht zu erklären. Daß Ihre Neigung sich mir, dem armen Jungen, zugewendet, das ist mir immer als das eigentliche Glück meines Daseins erschienen, dem ja auch die Freundschaft unseres guten Plattner so früh, und damals auch ganz unverdient, zu Theil geworden ist.

[143] Und während ich Sie frage, ob Sie meiner noch gedenken, ob Sie mich nicht vergessen haben, begehe ich das erste Unrecht, dessen ich mich gegen Sie schuldig weiß. Wer als Kind seinen Schmerz zu überwinden und ohne Aufforderung zu schweigen wußte, um seinem Spielgefährten eine Strafe zu ersparen; wer wie Sie in feinster Weise die hülfreiche Beschützerin meiner Familie wurde; wer sich wie Sie zur Schülerin des Mannes machte, dem ich danke, was ich bin, um diesem Manne beistehen und den Niedergebeugten durch antheilvolle Liebe aufrichten zu können: der hat mich nicht vergessen und der liebt mich auch.

Lisette! ich habe in diesen Stunden keinen Gedanken als Dich. Unser guter Plattner, dem ich eine Befreiung von seinem schwersten Schmerze zu verkünden das Glück hatte, bringt Dir in der Frühe diesen Brief und das Bändchen Schiller'scher Gedichte, das Du kennst. Ich werde bald darnach in Deiner Nähe sein. Werde Du mein Botschafter bei Deinen Großeltern, und laß mich bald aus Deinen Augen, von Deinem Munde vernehmen, daß Du mich zu dem glücklichsten der Menschen machen willst.«

Er siegelte den Brief sorgfältig zu, adressirte ihn und legte ihn in das Bändchen Schiller'scher Gedichte, das ihn durch sein ganzes Leben begleitet hatte. Dann versah er dasselbe mit einem bloßen Papierumschlag, und legte sich [144] nieder, um die glückseligsten Träume zu genießen, aus denen bald das Kind Lisette, bald das Weib hervortauchte, das in seiner Phantasie herrschte und das er heiß ersehnte.

Gerade um dieselbe Morgenstunde, in welcher Frau Werner den

Kutscher in die Stadt schickte, um den Geburtstagskuchen herauszuholen und den Herrn Kandidaten mitzubringen, ohne den im Werner'schen Hause nichts mehr geschehen konnte, seit Lisette ihn so in Freundschaft genommen, hatten sich Hermann und Herr Plattner in eine Droschke gesetzt und dem Kutscher den Weg nach dem Landhause des Herrn Werner angegeben.

Es war eine geraume Zeit verflossen, seit Hermann zuletzt durch diese Straßen und Plätze gefahren, aber so achtsam er sonst auch auf alles dasjenige war, was ihn umgab, heute hatte er kein Auge dafür. Er wurde nicht müde, es Herrn Plattner einzuschärfen, wie er Lisetten das Buch geben solle, nicht müde, ihm zu wiederholen, daß er in den Wiesen unter dem Erlenbusche, dessen er sich von seinem letzten Besuche in Berlin erinnerte, den Ausgang und den Erfolg des Briefes abwarten wollte, und Herr Plattner, der wie ein ganz anderer Mensch und völlig verjüngt an seines Schülers Seite da saß, mußte immer lächeln, wenn Hermann ihn versicherte, daß er fest entschlossen sei, Berlin noch heute zu verlassen, wenn Lisette [145] seiner nicht mehr denken und seiner Werbung nicht Gehör schenken sollte.

Frau Werner hatte unterdeß im Hause umher geschafft, und saß, ihrem alten Grundsatze getreu, daß man die Arbeit hübsch in der Frühe anfangen und bei Zeiten abthun müsse, schon um elf Uhr auf dem Balkon vor ihrer Gartenstube fix und fertig angezogen, und freute sich der schattigen Wärme unter ihrer Marquise. Ihr dicker Fuß ruhte jetzt sehr bequem auf einem gestickten Kissen und das Strickzeug lag Anstands halber auf der damastnen Kaffeeserviette, die über den Tisch vor der Thüre gebreitet war, denn sich mit der Arbeit zu plagen, hatte sie bei ihren Jahren, und vollends bei dem schönen Wetter, doch nicht nöthig. Sie hielt darauf, daß es bei ihr im Garten und auf ihrem Balkon gerade so anständig und schön aussähe, wie bei ihren Nachbarn, die hier draußen schon länger ansässig waren, als sie. Und in dem Betrachten dessen, was in den zunächst gelegenen Häusern vorging, und in dem Ueberlegen, daß sie Alles ganz eben so gut haben und bezahlen könne, als die

Besitzer der nächsten Grundstücke, war ihr die Zeit nicht lang geworden, und sie sah plötzlich mit Verwunderung an der großen Schlaguhr gegenüber der Thüre, daß es elf Uhr und der Kutscher noch nicht zurückgekehrt sei.

»Wo nur der Mensch bleibt!« sagte sie zu ihrem Manne, [146] der ihr gegenüber noch ohne Brille seine Vossische Zeitung las. »Wo nur der Mensch bleibt!« wiederholte sie und nahm behutsam den Fuß von dem Polster herunter, um an die Treppe zu gehen und nach ihrem Wagen auszuschauen. »Da wird er wieder zu Hause bei der Frau stecken und der arme Plattner wird sitzen und auf ihn warten, denn die Lisette hat es ihm geschrieben, daß er um zehn Uhr abgeholt werden würde.«

»Es thäte nachgerade Noth,« meinte der Vater, »daß man Euch den Kandidaten ganz herausnähme. Es sind in diesem Frühjahre nicht viel Tage da gewesen, an denen Ihr ihn nicht hättet holen lassen.«

»Ihr?« rief die Mutter, und sah dabei nach der schweren goldenen Uhr, ihrem liebsten Besitzstücke, die sie an einer dicken Erbskette und oben ein noch an einem goldenen mit Amethysten verzierten Haken an der Seite trug. »Ihr? Ich bin es doch nicht, die ihn alle Tage holen läßt. Ich nehme keine Lectionen bei ihm, wie die Lisette, und ich frage auch den Tausend nichts nach aller der Politik, über die Du immer mit ihm zu discuriren hast. Meinetwegen brauchte er nicht zu kommen, wenn schon ich dem alten ehrlichen Gesicht das Bischen frische Luft hier draußen und sein ordentliches Mittag oder Abendbrod auch von Herzen gönne. Wir haben's ja dazu!«

Sie hatte die letzten Worte aber noch nicht beendet, [147] als sie sich weit herausbog über das Geländer und sich die Hand über die Augen hielt, als traue sie diesen nicht, weil sie die Sonne blendete.

»Was hat denn das zu bedeuten?« rief sie. »Da kommt ja der Kandidat mit noch einem Andern in einer Droschke angefahren.

Herr Werner war in seine Zeitung vertieft, er antwortete daher nicht gleich. Sich das gefallen zu lassen, war aber nicht die Sache

seiner Frau. »Werner!« rief sie noch lebhafter, »so leg' doch das elende Stück Papier aus der Hand. Herr Gott! vor lauter Lesen verlernst Du noch das Hören und Sehen. Sag' mir nur, was bedeutet denn das? Nun steigt er aus und kommt hierher zu Fuß, und der Andere steigt auch ab und geht hinten herum, hinter Bergmann's Grundstück weg. Das ist ja reiner Unsinn; wozu ist er denn ausgestiegen, er hätte sich doch können bis hierher fahren lassen, wenn die Droschke doch einmal bezahlt war. Als ob er nicht hätte warten können, bis der Wagen gekommen wäre.«

»Er wird wohl seinen Grund dazu gehabt haben, früher zu kommen«, meinte Herr Werner, der auch jetzt noch immer gelassener zu werden pflegte, je mehr seine Frau sich ereiferte.

Sie konnte sich jedoch den Grund nicht denken, wie sie sagte, und sie war noch nicht mit ihrer Verwunderung und [148] mit ihrem Aerger über ihren Kutscher fertig, der, wenn er nicht immer so unpünktlich wäre, dem Kandidaten die Droschkenfahrt hätte ersparen können, als dieser in das Gartenthor eintrat. Kaum sah sie ihn nun in ihrem Bereiche, als sie ihm entgegenging und ihm die Frage zurief, mit wem und weshalb er denn herausgefahren sei, und weshalb er ihren Wagen nicht erwartet hätte.

Der Kandidat, der seit er Lisettens Lehrer geworden und in Folge ihrer Empfehlung noch ein paar Schüler aus den Kreisen der wohlhabenden Gewerbetreibenden bekommen hatte, mehr auf sich verwenden konnte, sah heute in seiner saubern Kleidung noch viel reputirlicher aus als sonst. Er hatte noch sein ganzes gemessenes und formvolles Wesen beibehalten und auf den lebhaften Zuruf der eifrigen Hausfrau entgegnete er nach ruhiger Begrüßung: er habe sich früher auf den Weg gemacht, weil er Fräulein Lisette ein Buch zu bringen gehabt, das sie, wie er glaube, schon lange zu besitzen gewünscht. Unterwegs sei er müde geworden und habe einen vorüberfahrenden Herrn gebeten, ihn einsteigen zu lassen.

Die Wernerin schüttelte den Kopf. Sie wollte wissen, wer der Herr gewesen sei. Der Kandidat entgegnete, das könne er nicht sagen. Nun riß der Wernerin die Geduld. Sie nannte es außer allem

Spaß, daß ein alter Mann um der Lisette willen solche Streiche mache. Daß er in [149] der Mittagshitze, in der Sonnengluth solch' einen Weg zu Fuß gelaufen sei, und daß er dann wildfremde Menschen angehe, weil er nicht weiter könne, das müsse dem Mädchen ja den Kopf verdrehen. »Unsere jungen Leute«, so schloß sie ihre Rede, »die sind jetzt alle viel vernünftiger, die thun so etwas nicht, und darum ist der Lisette nachher auch Niemand recht, weil Sie sie so verziehen, Herr Plattner!«

»Bist Du nun fertig?« fragte Herr Werner, der inzwischen dem Gaste einen Stuhl geboten und dessen Glückwunsch zum Geburtstage empfangen hatte. Indeß man konnte es Herrn Plattner anmerken, daß er keine rechte Ruhe hatte, und eben fragte er, ob das Fräulein nicht zu Hause sei, als Lisette, welche die Stimme ihres alten Freundes gehört hatte, zu ihnen in das Freie hinaustrat.

Sie reichte dem Kandidaten die Hand. »Weshalb schilt denn die Großmutter so mit Ihnen?« rief sie ihm entgegen, »ich hörte es bis in meine Stube.«

»Weil ich früher herausgekommen bin, um Ihnen ein Buch zu bringen,« versetzte der Kandidat, und es fiel Lisetten auf, daß er sie scharf in's Auge faßte, und daß seine Stimme anders klang, als sie sie sonst zu hören gewohnt war.

Er zog dabei ein kleines Päckchen aus der Tasche und reichte es seiner jungen Freundin hin. Lisette nahm es, [150] öffnete den Umschlag, der Kandidat wendete keinen Blick von ihr. Ein schnelles Roth überflog ihr Gesicht, ihr Auge flammte auf, sie war ihrer selbst nicht mächtig und ganz fassungslos rief sie: »Oh! wenn Sie mir das bringen, dann ist's gut!« — Und ehe die erstaunten Großeltern noch eine Frage um die Ursache ihrer Erschütterung und Aufregung thun konnten, war sie in das Haus geeilt und hatte die Thüre ihrer Stube hinter sich rasch zugemacht.

Den Fragen, dem Staunen des Großvaters, der Neugier und der Heftigkeit der Großmutter Stand zu halten wäre für Herrn Plattner, wenn er das Geheimniß nicht verrathen wollte, keine leichte Sache gewesen, hätte der Zustand länger gewährt. Indeß schon nach

wenigen Minuten kam Lisette heraus, mit Augen, in denen die hellen Freudenthränen strahlten, und mit dem Ausruf: »Wo ist er? Ach, wo ist er?«

»In der Wiese am Erlenbusch,« bedeutete der Kandidat, und mit geflügeltem Schritt eilte Lisette hinunter in den Garten, wo sie dem Auge der Großeltern durch die Hecken bald entzogen wurde.

Der Kandidat war sprachlos. Ihm klopfte das alte Herz in der Brust. Er hatte sie ja einmal empfunden, die Seligkeit der Liebe, und er kannte die Kraft der beiden Herzen, die er herangebildet, die er befestigt hatte in dem Glauben an das Sittliche und Heilige, und die in [151] dieser Stunde das Glück des Wiedersehens nach langem, treuem Hoffen zu genießen hatten.

»Ist die Lisette toll geworden?« fragte die Wernerin; und: »Ist der Brückner zurück?« fragte leise Herr Werner, dem eine Ahnung des Zusammenhangs aufdämmerte.

»Ja!« rief der Kandidat, ja, er ist zurück, und dort kommen sie ja schon, die beiden lieben Menschen!«

Die Wernerin sah hinunter; da kam Lisette her, umfangen von dem Arme eines schönen, großen Mannes, und Beide so strahlend, so hell in ihrer Herzen Zuversicht und Freude.

»Aber wie ist mir denn?« rief die Großmutter, »ist das nicht der Hermann, der so manchen Puff von mir bekommen? Nein! wie die Zeit vergeht, man soll es gar nicht denken!«

Sie schlug die Hände ein Mal um's andere zusammen, aber es blieb ihr nicht viel Zeit für all ihr Staunen und Verwundern. Die Liebenden waren da, sie lagen dem Großvater in den Armen, sie küßten die Wernerin, sie umarmten den Kandidaten, und die Sonne schien dazu so hell, daß der gute alte Herr Plattner wie in einem Glorienscheine dastand, als der Wagen ankam, der ihn hatte herausholen sollen.

»Kehr um!« rief Herr Werner, »fahre gleich in die Stadt zurück zum Meister Brückner, und hole Alles her[152]aus, was von der Familie da ist. Sie sollen heute mit uns Mittag essen und Kaffee trinken und Abendbrod essen, allesammt. Es ist Geburtstag hier.

Bestelle das; Geburtstag und noch etwas anderes.«

»Laß nur erst den Kuchen auspacken,« meinte die Wernerin.

Und: »Ich muß doch erst füttern!« wendete der Kutscher ein.

»Du kannst drin in der Stadt füttern,« bedeutete Herr Werner, »mach, daß Du fort kommst!«

Solche Zucht und Wirthschaft hatte der Kutscher seit all den Jahren, die er bei den Pferden war, noch nicht erlebt. Solche Freude war aber in dem Hause auch noch nicht gewesen.

Hermann mußte erzählen und mußte sich betrachten lassen, denn die Wernerin konnte und konnte es nicht begreifen. Und Herr Werner lachte zu all' den Aussichten, die Hermann hatte, und nannte es Narrenspossen, wenn er von Egypten und von Rußland sprach.

»Hier hinten auf der Wiese, da wo Ihr Euch wiedergesehen habt, da ist Egypten und Rußland genug«, sagte er, »da bau' Dir, was Du willst, und treibe, was Du magst. Der Schwiegersohn vom alten Werner kann's mit ansehen, bis sein Haus gebaut ist, und da mein Enkel satt geworden an meinem Tisch, so wird auch wohl für's [153] Urenkel noch etwas da sein, wenn's inzwischen kommen wollte.« Er war glücklicher, der alte Herr Werner, als ihn je einer der Seinigen gesehen, er hatte immer den Hermann gern gehabt, und er freute sich, daß Lisette ihren Willen durchgesetzt. Wie die Stunden vergingen, wie der Mittag verstrich, wie der Meister Brückner aus dem Wagen stieg, und seine Frau, die nie in einer Kutsche gesessen hatte, gar nicht heraus kommen konnte, wer wollte das zu schildern unternehmen! Große Freude wirbelt ihre einzelnen Momente so kaleidoskopisch durcheinander, daß sie nicht festzuhalten sind, und nur das Bild einer unbegreiflichen phantastischen Herrlichkeit davon in der Erinnerung zurückbleibt. Am Abend, als sich die einzelnen Personen beruhigt hatten, sagte die Wernerin: »Ich muß lachen, wenn ich den Hermann jetzt so vor mir sehe und dabei denke, wie sie ihn immer in der Straße den reitenden Kesselflicker schimpften, weil er dazumal so schlecht in Kleidern und so auf das Reiten versessen war.« »Wenn ich's erlebe, daß ich noch einen

Urenkelsohn hier im Hause habe,« meinte der Großvater, »so soll der Hermann sein eignes Reitpferd haben, und ein Reitpferd, das sich sehen lassen kann.« Hermann hörte das nicht in seinem stillen Plaudern [154] mit der Braut, bis sein Vater ihn mit den Worten anrief: »Das Liebste ist mir, daß er doch auf seinen Kopf bestanden hat, und wie die alten Juden in die Wüste hinein gekommen ist.«

»Ja, sagte Hermann, »nur umgekehrt. Die Juden zogen aus der Heimath in die Wüste und ich bin aus der Wüste in die Heimath, und in welche Heimath und an welches Herz zurückgekehrt.«

»Die Wüste soll leben!« rief Meister Brückner, dem der Wein und die Aufregung die alten Wangen rötheten. »Und der Kesselflicker daneben!« sprach die Wernerin, die einen Spaß in Ehren liebte.

Hermann lachte. »Nun mit dem Kesselbauen, wenn auch nicht mit dem Kesselflicken, kann es eine Wahrheit werden, Großmutter!« sagte er. »Denn ich denke Ihnen hier einen Kessel aufzustellen, der Tag und Nacht nicht aus dem Kochen kommen, und der uns satt machen soll für alle Zeit.

Und als dann Meister Brückner mit der Frau schon lange in einer Droschke in die Stadt befördert worden, und Herr Werner und die Frau zur Ruhe gegangen waren, da schieden Hermann und Lisette in dem Beisein ihres alten Freundes zum ersten Male von einander, und Herr Plattner umarmte sie Beide und sagte: »Ihr seid meine Erlöser geworden, jetzt kann ich ruhig sterben. Bleibt [155] rein von Schuld und laßt mich leben in Eurem Angedenken.« »Und noch lange leben mit uns!« riefen die beiden Glücklichen, und immer und immer klang noch ein letztes: »Gute Nacht!« ihm nach, als Hermann mit seinem alten Freunde in die Stadt zurückkehrte, zu deren geachtetsten Bürgern, zu deren thätigsten Gewerbtreibenden Herr Hermann Brückner in diesem Augenblicke zählt.

Das Haus, das er sich erbaut hat, sieht hell zwischen seinen mit jedem Jahre wachsenden Fabrikanlagen hervor, und trägt über seiner Thüre den einfachen Wahlspruch: »Arbeite und beharre!«

Ein ächt bürgerlicher Wahlspruch und recht eigentlich hervorgegangen aus dem Geiste, der den Berliner Kindern, dem

Berliner Bürgerstande eigen ist und eigen bleiben möge für alle Zeit.

ZU DIESEM E-BOOK

Cover
Engineering: six steam engines. Engraving c. 1861. – Wellcome Collection, United Kingdom – CC BY.

Textvorlage
Fanny Lewald: Berliner Kinder. (1860.)
In: F. L.: Bunte Bilder. Gesammelte Erzählungen und Phantasiestücke. Zweiter Theil. S. 1–155. Berlin: Otto Janke, 1862.
Google-Scan plus eigene OCR.

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und Zeichensetzung wie im Original, lediglich offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert. Gesperrt gedruckter Text erscheint kursiv, die Anführungszeichen wurden durch die französische Variante (» «) ersetzt. — Die Seitenzahlen des Originals finden sich in eckigen Klammern, jeweils zu Beginn der Originalseite.

© whink | im Februar 2026
whink44@posteo.de